



König Ibn Saud von Hedjas.

DER ISLAM

im Aufbruch, in Abwehr
und Angriff

Von

Professor Hans Lindemann

Mit 1 Karte und 4 Kunstdrucktafeln



1941

FRIEDRICH BRANDSTETTER · LEIPZIG

Alle Rechte vorbehalten



Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg, Thür.

Es dürfte manch einem Leser einigermaßen in Erstaunen setzen, an dieser Stelle den Nachweis zu erhalten, daß zwei nach ihrem Ursprung und ihren Tendenzen scheinbar so grundverschiedene Welten: der Islam und der Nationalsozialismus mannigfache Parallelen und analoge Erscheinungen aufzuweisen haben, in ihrer geschichtlichen Entwicklung sowohl wie in ihren Anschauungen und Grundsätzen. Für den Islam trifft diese Feststellung, was seine Geschichte angeht, allerdings nur für die Zeitperiode nach dem Ende des Weltkrieges zu. Danach fing auch für den von Mohammeds Lehre beherrschten Orient ein gewaltiger Umbruch an; bei den mohammedanischen Völkerschaften begann damals ein erbittertes Ringen um ihre nationale Unabhängigkeit mit dem Ziel der politischen Selbständigkeit und Freiheit. Das nationale Bewußtsein war jetzt bei ihnen erwacht. Nächst der Türkei — die ja bekanntlich unter Kemal Paschas, genannt Atatürk, genialer Führung ihr Ziel am vollständigsten erreicht hat — erregt vornehmlich der noch lange nicht abgeschlossene Kampf des Arabertums um seine völkischen Lebensrechte unsere lebhafteste Teilnahme (vgl. unten). Die islamischen Nationen des vorderen Orients waren es leid, noch fernerhin fremdländischen Mächten als Kriegsschauplatz oder als willfähiges Objekt für die Erreichung ihrer eigenen selbstsüchtigen Ziele zu dienen; sie gaben sich alle erdenkliche Mühe, endlich einmal auch an die Verwirklichung ihres nationalen Selbstbestimmungsrechtes zu gehen und ihren Wiederaufbau in nationaler, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht ohne fremde Einmischung oder Vermittlung durchzuführen. Zum erstenmal vielleicht in ihrer weit mehr als tausendjährigen Geschichte erwachte in ihnen das Gefühl ihrer glaubensbedingten Zusammengehörigkeit und Solidarität. — Es bedarf wohl keiner eingehenderen Beweisführung, daß in unserem engeren Vaterlande etwa zur selben Zeit gleichfalls ein ganz gewaltiger Umbruch sich vollzogen hat, der zu einem Vergleich herausfordert. Schon das große Erlebnis des Weltkrieges vereinigte — wenn auch leider nur vorübergehend — alle deutschstämmigen und deutschfühlenden Menschen in gemeinsamer Abwehrfront, im Bewußtsein ihrer artgemäßen Zusammengehörigkeit und blutsverbundenen Solidarität; aber erst dem staatsmännischen Genie eines Adolf Hitler blieb es vorbehalten, die deutsche Ein-

heit zu einer vollendeten und endgültigen Tatsache zu machen; er schuf das geeinigte Großdeutschland mit Einschluß der bisher getrennten Gebiete; er, der Führer, hat dem deutschen Volke wieder zu der ihm gebührenden Machtstellung in der Welt verholfen, die es durch den unglückseligen Ausgang des Weltkrieges eingebüßt hatte, so daß es nun wieder geachtet und gefürchtet unter den Nationen der Erde dasteht und seinen ihm neidvoll vorenthaltenen Platz an der Sonne bekommen hat. — Aber auch in ihren richtunggebenden Grundsätzen und Anschauungen haben der Nationalsozialismus und der Islam manches Gemeinsame aufzuweisen. Die nationalsozialistische Weltanschauung stellt in der Staatsverwaltung wie auch sonst das Führerprinzip an die erste Stelle; so erstrebt auch der Panislamismus (vgl. unten) die Wiederherstellung des Kalifats, die künftige Zusammenfassung aller Mohammedaner unter einem gemeinsamen Oberhaupt, dem „Führer der Gläubigen“. — Beide Weltanschauungen beseelt sodann derselbe starke Glaube, dieselbe hohe Begeisterung für die Gerechtigkeit und Wahrheit ihrer Sache, ihrer Ziele, ihres Kampfes; ohne diesen Glauben und ohne diese Begeisterung kann und wird niemals eine Idee, die mit dem Anspruch auftritt, Weltgeltung zu erringen, den Sieg erlangen. — Betrachten wir ferner in diesem Zusammenhange noch einige Aussprüche des Korans, in denen Parallelen zu heutigen Gedanken gefunden werden können: „Den Glauben“, heißt es einmal, „den die Genossen und die Gemeinde des Propheten hatten, den habe auch ich.“ — „Das Almosen bedeutet“ (so lesen wir anderswo) „jährlich einmal den 40. Teil seines Vermögens den Armen zu geben.“ (NSV., WHW.!) Man vernehme ferner auch ein paar Gedanken Mohammeds selbst, die nicht im Koran stehen: „Helft eurem Nächsten... und fragt nicht lange, wer er ist.“ „Ich bin stolz auf meine Armut.“ „Gott ist barmherzig gegen den, der sein Brot nicht durch Bettelei, sondern durch Arbeit verdient.“ „Bezahle dem Arbeiter seinen Lohn, bevor sein Schweiß trocknet.“ — Man kann hier ferner zum Vergleich heranziehen die straffe Zucht, in die der fromme Islamit durch die Vorschriften seines Glaubens genommen wird, die Weckung des Willens für Disziplin und der Fähigkeit, einheitlich zu agieren. — Hören wir endlich noch einige poetisch gefaßte Gedanken des jungtürkischen Dichters, Philosophen und nationalsozialen Reformers Zia Gök Alp (geb. 1875): „Mein Glaube ist nicht Hoffnung und nicht Bangen; aus Liebe bete ich zu meinem Gott; nicht Höllenfurcht, nicht Paradiesverlangen fühl' ich in mir: nichts als das Pflichtgebot. — Du Priester, schweig von Höllenfeuersqual, das tausend, tausend Scheiten Holz entsprüht; sprich lieber von der Schönheitssonne Strahl, die unserer Liebe wundervoll entglüht!“ „Der Leiber sind viele, der Herzen ist nur eins; einzelne gibt es nicht, nur die Gesellschaft gibt es!“ „Es erhebt sich, wenn die Geister eins sind, vor den Herzen der Vorhang; ein Auge erscheint darin.“ „Ein Auge, das Gott ist, das die Nation und das Vaterland ist, das Sitte, Gemeinwille und Koran ist!“ Wieviel

tiefe Frömmigkeit und reine Sittlichkeit offenbart hier der Dichter mit seiner Vergeistigung älterer äußerlicher Vorstellungen, seinem energischen sozialen Willen und seiner frischen nationalen Begeisterung!

Seitdem am Beginn unseres Jahrhunderts unser altes Europa in den Blutströmen des Weltkrieges versank, gibt es nirgends mehr eine gemeinsame, allgemein verbindende und verknüpfende Idee, die das Abendland noch zusammenhielt. Die europäische „Solidarität“ war schon lange geschwunden, auch ehe der neuerdings entbrannte Krieg ihr Nichtbestehen jeden, der etwa noch an dergleichen früher vernommene tönende Phrasen glaubte, vor diesem naiven Glauben gründlich kuriert hatte; „Europa“ ist ein „geographischer Begriff“, „Abendland“ eine „geistesgeschichtliche Erinnerung“ (P. Schmitz) an versunkene Zeiten geworden. Selbst eine christliche Einheit ist schon längst nicht mehr vorhanden. Zahlreichen unserer freundlichen Nachbarn jenseits des Rheines stand — und steht unzweifelhaft noch — der unter ihnen heimisch gewordene Farbige trotz seines abweichenden Bekenntnisses näher als der verhaßte Deutsche. Das viele Jahrhunderte lang die europäischen Staaten — wenn auch nur lose und äußerlich — zusammenhaltende Band des Christentums ist zerrissen. Auch das so stark ausgeprägte Verlangen des Abendlandes, der übrigen Menschheit, insbesondere der orientalischen, die wenn auch nicht immer ganz einwandfreien „Güter“ westlicher Kultur und Zivilisation zu übermitteln — ein Bestreben, das hauptsächlich bei den Vertretern der vielgepriesenen „Demokratien“ Europas und Amerikas zutage trat —, was natürlich völlig selbstlos und uneigennützig geschehen sollte —, erfährt heute drüben in stets steigendem Maße Ablehnung und Abwehr angesichts der nicht mehr wegzuleugnenden betrüblichen Tatsache, daß abendländische Technik und Zivilisation dort immer mehr entbehrlich gemacht worden ist (vgl. unten).

Befindet sich doch gegenwärtig nicht nur der vordere Orient, sondern auch die ganze farbige Welt in einem Gärungszustande innerer Auflehnung und Ablehnung gegen die weiße Rasse, ihre seit jeher geltend gemachten Herrschaftsansprüche und alles, was von ihr herkommt an materiellen oder geistigen Gütern. Diese Abwehrstimmung weiß nun der Islam geschickt auszunutzen. Er preist sich den asiatischen und afrikanischen Nationen an als den Retter aus europäischer Unterdrückung und findet bereitwilligst Gehör. Sollte in kürzerer oder längerer Frist diese Saat einmal aufgehen und Früchte tragen, sollten die schwarzen, gelben und braunen Völkerschaften unter der grünen Fahne des Propheten von Mekka sich gegen Europa zusammenschließen, so würde dann erst die Lehre Mohammeds ihre größten geistigen — vielleicht auch politischen — Eroberungen machen.

Es kann gar kein Zweifel darüber bestehen, daß in der Gegenwart die ganze primitive heidnische Welt einen unaufhaltsamen Auflösungsprozeß

durchmacht. Die Kultureinflüsse der Neuzeit dringen durch die kleinsten Poren und Ritzen des heidnischen Volkskörpers ein. Fast möchte es scheinen, als ob man dem alten Heidentum und seiner Kultur, seinen altergebrachten Bräuchen und Ordnungen bald die Exequien halten könnte. Ein Zurück gibt es hier kaum noch! In Indien gärt es schon lange; die Neger im Innern des schwarzen Erdteils haben aufgehört, ein völlig zurückgezogenes, unbeachtetes Dasein zu führen; moderne Errungenschaften der Technik und Industrie halten auch bei ihnen Einzug, ihr Land wird von Autostraßen durchschnitten, die auch den bisher entlegensten Siedlungen ihre idyllische Ruhe und Abgeschlossenheit rauben; mit dem Flugzeug wurden, zum Beispiel auf Neu-Guinea, Völkerstämme entdeckt, die man seither kaum dem Namen nach kannte. So kommt es überall — man mag das beklagen oder nicht — zu einem rettungslosen Zusammenbruch von Religion, Brauchtum und Sitte. Es erscheint demnach auch keineswegs verwunderlich, daß die Völker sich nach einem Ersatz umsehen, nach anderen Stützpunkten ihres haltlos gewordenen Daseins, nach neuen Führern und Rettern ausschauen, die ihnen einen gangbaren Weg und Ausweg aus den mancherlei Wirbeln und Gefahren der auch bei ihnen hereingebrochenen „neuen Zeit“ weisen.

In diesen vielfachen Seelen- und Gewissenskonflikten boten und bieten sich den heidnischen Völkerschaften zwei Helfer an; der eine kommt von Moskau und nennt sich Bolschewismus, der andere von Mekka und heißt Islam. Der erstere macht dem zweiten hauptsächlich in den Industriegegenden von Asien und Afrika, bei den Kulis von Java und Sumatra und in den großen Küstenstädten Ostasiens und Afrikas gefährliche Konkurrenz und hat hier bereits eine immer bedrohlicher anschwellende Anhängerzahl gewonnen. Jedoch nicht so radikal eingestellte Volkselemente schrecken vor diesem Weg zurück. Sie möchten doch wenigstens etwas retten von ihrem alten Volkstum und Brauchtum. Gerade diese Elemente werden jetzt eine leichte Beute des Islam. Vor allem ist es ein Moment, das die Völker Afrikas zur Religion Mohammeds hinzieht: der Islam läßt ihnen ihren Hang zur Zauberei, zur Geisterverehrung; denn gerade daran hängt das ganze Herz des Heiden. Durch den Besitz von Zauberkräften wird nach seinem alten Glauben der Mensch mächtig und groß und bekommt Gewalt über alle Dinge und Menschen und auch über die unsichtbaren verborgenen Kräfte und Mächte. Der Islam versteht diese schwächste Stelle des Heidentums skrupellos zu seinem Vorteil auszunutzen. Er erlaubt die „schwarze Kunst“ nicht bloß, er fördert sie sogar. Der moslimische Händler — der überall um die Ausbreitung seines Glaubens eifrig bemüht ist (vgl. unten) — verkauft Amulette, die noch wirkungskräftiger sein sollen als die heidnischen, weil Allahs Name in den Stein eingeritzt ist. Die Zauberei geht im islamischen Glauben leichter und besser vonstatten als im alten heidnischen. Die Afrikaner brauchen auch beim Übertritt keine ihrer Frauen zu entlassen,

wie es die christlichen Missionare fordern. Der Islam verlangt auch nicht die Abschaffung der Sklaverei; diese bildet für den Neger eine der Grundlagen seiner Wirtschaftskraft. Selbst der Ahnendienst kann weitergehen -- obwohl er sonst im Islam untersagt ist -- mit der Begründung, daß der Ahne im Jenseits doch wohl zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt sei und deshalb ruhig weiterverehrt werden dürfe. So versteht es die Lehre des Propheten allüberall, sich Blut und Boden anzupassen und in großartiger Toleranz selbst an sich verwerfliche Gebräuche und Volkssitten unter ihren Anhängern zu dulden. Es ist deshalb sehr erklärlich, daß man in christlichen Missionskreisen hier und da zu dem Standpunkt gelangt ist, der Islam verdiene nichts anderes als Verachtung; er sei ja zum Teil gänzlich überwuchert von den niedrigsten animistischen und dämonistischen Elementen; im Grunde nichts Besseres als übertünchtes Heidentum. So sei es kaum noch der Mühe wert, sich mit ihm abzugeben. — Aber wie kann dann bei dieser Geringschätzung der Islam überhaupt noch für die christliche Mission eine Gefahr bedeuten?

Für tiefer angelegte Gemüter im Heidentum besteht der Hauptanziehungspunkt beim Islam darin, daß sie nun nicht mehr zu den vielen Göttern beten müssen, deren Namen man kaum alle kennt, sondern nur noch zu dem einen, wahren Gott, der nach genau vorgeschriebenen Formen und Gebeten verehrt wird, die in dem „heiligen Buch“, dem Koran, zu finden sind. So erscheint ihnen der Islam als die einzige religiöse Kraft, die stark und mächtig genug ist, ihr durch die Stürme der neuen Zeit schwer erschüttertes Volkstum vor dem gänzlichen Untergang zu bewahren und es gleichzeitig einer höheren Kulturstufe zuzuführen. Ist es da wohl ein Wunder, daß diese primitiven Völker vielfach so leicht und kampfflos eine Beute der Religion des Propheten werden? Nichts ist hier einfacher, als in den Islam Aufnahme zu finden: der „Novize“ braucht vorläufig nichts zu wissen von den Lehren des neuen Glaubens, sondern zuvörderst wird er aufgenommen und dann erst unterrichtet; ein Unterricht, der sich meist nur auf Äußerlichkeiten erstreckt. Es ist gar keine Frage: „Das Christentum paßt nicht zum Neger“; was es von ihm fordert, bedeutet für ihn ein gänzlich Umdenken und Umstellen, selbst wenn die Missionare davon absehen wollten, ihm die christlichen Lehren im einzelnen verständlich zu machen. Da kann er sich schlechterdings nicht hineindenken; ebensowenig ist er empfänglich für Begriffe der christlichen Moral und das Halten christlicher Gebote. Da nun der Islam, wie angedeutet, den Anschauungen und Sitten der Neger weitgehende Konzessionen macht und viel geringere Anforderungen an sein Denken und Handeln stellt, wird das Christentum in Afrika im Kampf mit ihm wahrscheinlich unterliegen. Es kommt noch hinzu, daß dem Neger eingeredet wird, das Christentum sei ein „veralteter Glaube“ und nur eine Art „Vorstufe zum Glauben des großen Propheten“, dem sich Allah zuletzt und weit besser offenbart habe. So mußte man die bemerkenswerte

Wahrnehmung machen, daß in Westafrika ganze schon zum Christentum bekehrte Gemeinden samt ihren christlichen Lehrern ihren Übertritt zum Islam vollzogen. Der bekehrte Heide fühlt sich den anderen nicht schwarzen oder farbigen Moslems auch sozial und völkisch gleichgestellt, nicht bloß vor Gott, sondern auch im sonstigen Umgang und Verkehr. Rassegegensätze fallen im Islam fort. Das Christentum kann diesen Standpunkt der Gleichheit und Gleichwertigkeit aller Menschen und Rassen außer vor dem Angesicht des Allerhöchsten nicht teilen. So ist es wohl kaum zweifelhaft, daß der Islam in Afrika noch weiter vordringen wird und für die christliche Mission und das Christentum überhaupt eine sehr große Gefahr bedeutet. Sein Wachstum dort schreitet unglaublich schnell vorwärts. Afrika hat jetzt mehr als 100 Millionen Mohammedaner, bei nur 11 Millionen Christen. So wird es — eine Forderung, der auch Deutschland sich wird fügen müssen, wenn es wieder in den Besitz seiner afrikanischen Kolonien gelangt — kaum zu vermeiden sein, daß auch der jeweils beherrschende Staat dem herrschenden Islam Konzessionen machen muß, um unangenehme Konflikte mit ihm zu vermeiden, die zu ständigen Unruhen führen könnten. Unter diesen Umständen ist vielleicht sogar — wie Kenner der dortigen Verhältnisse behaupten — die christliche Missionstätigkeit unter den Moslems der afrikanischen Kolonien zwecklos, wenn nicht gefährlich. Andererseits ist es schwer durchführbar (worauf von Missionskreisen hingewiesen wurde), nun auch die islamitische Propaganda möglichst zu verhindern; dann müßte jeder Verkehr mit den heidnischen Gebieten aufhören. Das ist naturgemäß nicht auszuführen, und so wird der Islam eben schon allein durch die fortgehende Erschließung des afrikanischen Raumes weitere billige Triumphe feiern. Becker, einer der besten Kenner des Islam, schrieb darüber im Jahre 1909 in seinen „Islamstudien“¹: „Erst die europäische Okkupation hat dem Islam Afrika voll und ganz erschlossen. Man meint immer, Europas Vordringen hemme den Islam. Weit gefehlt. Je weiter sich die europäische Herrschaft erstreckt, um so intensiver wird die Verbreitung des Islam werden. Früher ist der Islam nicht, wie man annimmt, durch das Schwert verbreitet worden, sondern umgekehrt, trotz des Schwertes. So lange die Sklavenjagden dauerten, kam der Gläubige als Feind in das Land der Heiden. Heute kommt er, dank dem von Europa eingeführten Frieden, als Händler, als Träger höherer Kultur, dem natürlich das eindrucksfähige Gemüt des Negers rasch zufällt, dessen Religion er annimmt, weil sie für ihn identisch ist mit höherer Kultur.“ Seitdem Becker dies niederschrieb, ist die Lage für den Islam durch die Ausbreitung und Verbesserung des modernen Verkehrs noch weit günstiger geworden. Jeder mohammedanische Kaufmann und Händler wird von selbst zum Missionar — und diese Kaufleute dringen dank der von Europäern neu gebahnten Wege immer leichter und schneller vor. So ist der Islam in Afrika

¹ Zitiert nach Reichardt, „Der Islam vor den Toren“, S. 310.

ein Faktor geworden, mit dem jede europäische Kolonialpolitik in Gegenwart und Zukunft ernstlich rechnen muß. Die im Islam bestehenden Kräfte kommen sicherlich in diesen Grenzbezirken nur in abgeschwächter Form zur Geltung; nichtsdestoweniger sind sie auch dort nicht ohne nachhaltige Wirkung. Der Islam rechnet überhaupt nicht nach Zeiten, auch nicht mit Jahrhunderten; aber in aller Ruhe und Langsamkeit verbreitet er sich weiter und verbreitert seine Basis. Es handelt sich für ihn, wie gesagt, gar nicht darum, daß der kürzlich übergetretene Heide außer dem kaum verstandenen Glaubensbekenntnis von seiner neuen Religion weiß; vielleicht werden erst seine Söhne oder ihre Enkel in der Schule den Koran in Arabisch lesen, und deren Söhne werden schließlich auch in Mekka den grünen Turban des frommen Pilgers sich holen. So ist zum Beispiel Java schon zur Reformationszeit zuerst vom Islam missioniert worden, und es ist heutzutage der wichtigste Effektivposten der Religion des Propheten in Insulinde und Hinterindien. Gerade in diesen Randgebieten dringt der Islam in unseren Tagen gewaltig vorwärts und macht seine größten Eroberungen (vgl. auch unten). Und gerade hier, in Vorder- und Hinterindien, sogar in Ostafrika, bedient er sich (wie später nachgewiesen werden wird) mit Erfolg christlicher Missionsmethoden.

Der Islam steht also keineswegs etwa schon auf dem Aussterbeetat oder kann gar als tot bezeichnet werden. Eine solche Annahme wäre grundverkehrt. Und doch findet sich diese Ansicht sogar von Männern ausgesprochen, die als hervorragende Kenner der mohammedanischen Religion gelten. So urteilt derselbe eben genannte C. H. Becker (in seinem Aufsatz in dem Handwörterbuch „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“, 1. Aufl.): „Die Zukunft des Islam kann nur in einer Anpassung an das europäische Geistesleben bestehen; sonst sind seine Tage gezählt.“ Und ein anderer (H. H. Schroeder in der 2. Aufl. des genannten Werkes) meint: „Von einer Expansion des Islam kann heute kaum mehr die Rede sein (!) . . . sein angebliches Vordringen wird . . . bestritten. Sowohl in den Fragen der öffentlichen Organisation wie der Weltanschauung befindet sich der Islam in einer Dauerkrise, deren Ausgang nicht abzusehen ist.“ Vor allem sind es christliche Missionsleute, die von der erlöschenden Lebenskraft des Islam überzeugt sind. Der sonst sehr gut „orientierte“ amerikanische Missionar Samuel Zwemer sagte in seinem 1916 erschienenen, in der einschlägigen Literatur fast berühmt gewordenen Buch „The disintegration of Islam“ infolge des damaligen Zusammenpralls des islamischen Modernismus mit dem Wahabismus (siehe unten) den baldigen Zerfall des Islam im ganzen voraus. Freilich änderte er 14 Jahre später dieses absprechende Urteil sehr erheblich: der Islam sei zwar im Zerfall begriffen, aber er habe dies erkannt und wirke diesem Zustand zielbewußt entgegen. Andere sehr gute Kenner des Islam, wie H. Schaefer und der jüngst verstorbene Missionsdirektor Julius Richter, urteilten gleichfalls äußerst skeptisch über die Zu-

kunft der islamischen Welt und ihres Glaubens. Aber wiederum andere, wie H. Kraemer und Gottfried Simon, bekämpfen diese Anschauung als gefährliche Selbsttäuschung. Simon bezeichnete es sogar als ein großes Verdienst, wenn „die Märchen vom Absterben des Islam in unseren Tagen gründlich zerstört“ würden.

Als Momente der Zersetzung werden angesehen: der Gegensatz zwischen Schiiten und Sunniten (der sich immer mehr ausgleicht, vgl. unten), zwischen Strenggläubigen und Freidenkern sowie zwischen den mancherlei religiösen Sekten und Orden (die aber alle nur ein Ziel kennen), und daraus wird die Folgerung gezogen: „Die Macht des Islam ist also nicht mehr unerschüttert, in den Völkern Afrikas steigt verheißende Dämmerung herauf, die Türen sind aufgetan, Gottes Stunde ist im Anbruch“. — Sicherlich ist heute auch in den mohammedanischen Gebieten vielfach eine neue Zeit angebrochen, fängt ein neuer Geist an zu leben, ist manches anders — zum Teil besser, zum Teil schlechter — geworden. Dieser Umbruch ist in der Hauptsache auf abendländische Einflüsse und Strömungen bzw. auf die Abwehr derselben zurückzuführen. Der mohammedanische Fanatismus ist freilich in manchen Schichten aufgeklärter Männer im Schwinden begriffen; vom alten, orthodoxen Islam wollen sie nichts mehr wissen, ja, sie sehen in ihm das schlimmste Hindernis für den geistigen Fortschritt, für eine moderne Lebensauffassung. Diese Männer und Frauen haben häufig alle Religion über Bord geworfen und halten gar nichts mehr für wahr. Es gibt auch unter den Mohammedanern viele Pantheisten; sie glauben nicht mehr an den einen Gott, der über ihnen thront, sie kennen nur noch einen Gott, der in ihnen wohnt. Aber aufs Große und Ganze gesehen, bedeuten solche — übrigens in allen Religionen wiederkehrenden — Erscheinungen noch keine allgemeinen Zersetzungssymptome. Hören wir noch das Urteil eines so gewichtigen Kenners des Islam und des Orients wie H. E. Corsepius (in der Zeitschrift „Der Orient“, 1939, Heft 4): „Man kann heute von der Welt des Islam nicht als von einer ruhenden, abgeschlossenen Größe sprechen, sondern dieses gewaltige Gebilde befindet sich in der Tat in einer ganz tiefgreifenden Erschütterung, nicht viel anders als auch das Abendland. Und diese Welt des Islam lebt, eben in ihrem heutigen Ringen mit diesen neuen Einflüssen, sie lebt eben in diesem Durcheinander und Gegen einander. In dem Kampf der Geister, der sich uns dort zeigt, offenbaren sich keineswegs nur zersetzende Kräfte, sondern auch und gerade die unvermindert vorhandenen Lebenskräfte des Islam in der Gegenwart“ (von uns gesperrt).

Auch die vorher gekennzeichneten, vom Islam scheinbar abtrünnig gewordenen Männer fühlen sich noch als Jünger des einen Propheten, sie sind mit den anderen Moslems Brüder eines Glaubens, sie alle umschlingt ein gemeinsames Band. Denn das ist gerade das Merkwürdige in dieser Religion: der Islam hat für jeden etwas, jeder findet darin gerade das,

was er sucht. — Man soll sich auch nicht etwa der trügerischen Hoffnung hingeben, die neue Zeit, die auch im Islam sich bemerkbar macht, sei, weil hier und da nicht mehr so fanatisch, darum christentumsfreundlicher geworden. Die innere Ablehnung der christlichen Botschaft ist bei manchen sonst „aufgeklärten“ Mohammedanern womöglich noch stärker als früher. Obwohl die Türen jetzt an einigen Stellen scheinbar etwas weiter offen stehen, hat die christliche Mission in islamischen Ländern noch immer mit unglaublichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Können ihr doch die Mohammedaner triumphierend und leider nicht mit Unrecht entgegenhalten: „So viele christliche Völker sind schon mohammedanisch geworden. Aber es ist noch nie vorgekommen, daß ein mohammedanisches Volk christlich geworden ist.“ An dieser Tatsache wird sich auch so bald nichts ändern. Ist es doch ein unermeßlich tiefer Graben, der den Christen vom Bekenner des Islam trennt; leider ist dieser Graben im Laufe der Jahrhunderte nicht ausgefüllt worden, im Gegenteil. Kein Geringerer als Mustapha Kemal, genannt Atatürk, schreibt in einem religionsphilosophischen Werk über Mohammed und das Christentum folgendes: „Als Mohammed von Arabien nach Damaskus und Jerusalem kam, stieß er dort auf die jüdische und christliche Religion. Beide taten es ihm an. Doch glaubte er der christlichen den Vorzug geben zu müssen, und es fehlte nicht viel, daß er sich hätte taufen lassen. Selber des Lesens unkundig, ließ er sich viel aus dem Tawrat (Altes Testament) und Indjil (Neues Testament) vorlesen. Je mehr er aber aus der Bibel erfuhr, desto mehr fand er heraus, daß ja die Christen gar nicht nach dem Worte lebten. ‚Was‘, sagte er sich, ‚wäre gewonnen, wenn seine Araber auch Christen würden, wie diese es waren? Besser nicht.‘ Da entschloß sich Mohammed, aus dem Alten und Neuen Testamente herauszunehmen, was er dachte, es wäre für seine Araber gut, und so entstand dann der Koran.“ Atatürk schreibt dann weiter: „Damals bestand zwischen Christ und Araber bloß ein Faden, der sie trennte; ach, daß jemand von irgendwelcher Seite gekommen wäre, der diesen Faden durchschnitten hätte! Dann wären wir heute eine und nicht zwei Religionen. Aber anstatt daß jemand gekommen wäre und den Faden zerschnitten hätte, kamen von beiden Seiten hauptsächlich Lehrer und Führer und gruben unter dem Faden hin, so daß eben heute jener tiefe Graben entstanden ist, über den weder der Muslim zum Christ noch der Christ zum Muslim kommen kann.“ So weit Mustapha Atatürk.

Die vielleicht hier und da in christlichen Kreisen noch leise gehegte Hoffnung auf eine in absehbarer Zeit zu erwartende Schwächung und Abnahme der zahlenmäßigen äußeren Stärke und inneren Geschlossenheit des Islam durch größere Erfolge der Mohammedanermision müßte wohl endgültig begraben werden. Schier unüberwindliche Bollwerke gegen die christliche Mission sind der überlegene Hochmut, der starre Fanatismus, der politische Charakter, der glühende Haß der Bekenner des Propheten wider Christus

und das Christentum. Vor nicht gar zu langer Zeit spielte dabei auch die Furcht eine große Rolle, da nach einem alten Gesetz der Abfall vom Islam mit dem Tode bestraft wird; gegenwärtig ist diese rigorose Bestimmung freilich nicht mehr in Kraft. Außerdem setzen die Moslems in allen unter europäischer Regierung stehenden Ländern die christliche Mission ohne weiteres mit der Fremdherrschaft gleich. Die Missionare erscheinen ihnen als Eindringlinge, auch wenn sie sich von Politik ganz fernhalten. Sie können es sich nicht anders denken, als daß auch bei diesen — wie bei ihnen selbst — Religion und Politik eine unlösbare Ehe geschlossen hätten; so stehen sie den Missionaren von vornherein mit einem schwer überwindbaren Mißtrauen gegenüber.

Aber man sollte, anstatt Missionare auszusenden, lieber darauf sehen, daß, wer immer in den Orient geht, wirklich auch ein gefestigter, moralisch einwandfreier Charakter sei; und daß er — ebenso wie die Nation, der er angehört — die ethischen Gebote des Gottes, dem er zu dienen vorgibt, auch in der Tat und in Wahrheit befolgt. Indes, wie sieht es in Wirklichkeit damit aus? Das schlechte Beispiel des Lebens des christlichen Abendländers im Osten kann unmöglich für Andersgläubige ein Anreiz dazu sein, seine Religion für die allein wahre und richtige anzusehen.

Man hätte eher Berechtigung, von einer absterbenden Kultur des materialistischen Abendlandes zu reden. Aber durch die gewaltsame Einwirkung einer solchen Kultur wird der Islam nicht verschwinden. Der Orient wird dem flüchtenden Materialismus des Okzidents kein Altenteil gewähren. Der Orient wird seine besten Kräfte zur Abwehr aufrufen — der Islam trat in Kampfstellung ein. Es entstanden hier und da Streitschriften, und religiöse Diskussionen wurden geführt; natürlich erschien zu solchen Debatten nur der gelehrte oder doch gebildete Moslem. Dieser war freilich vermöge seiner Kenntnisse dazu fähig, den christlichen Missionaren einen Spiegel vorzuhalten, eine Art „Liste“ all der Sünden und Verfehlungen des Christentums gegen die Nichtchristen. Ganz besonders eifrig ist die moderne Richtung der Mohammedija in dieser Beziehung, in Abwehr und Angriff, tätig, die auf allen vier großen Sundainseln ihr Wesen treibt, so auch auf Sumatra im Bataklande sich als der gefährlichste Feind der christlichen Mission erweist. Dabei erscheint diese Richtung in ganz modernem Gewande. Freitags, am mohammedanischen Feiertag, marschieren die Pfadfinderjugend unter Vorantragung der grünen Fahne des Propheten mit Musik durch die Städte und Dörfer. In den Moscheen wird in der Volkssprache gepredigt. Man veranstaltet Werbeabende, genau wie die christlichen Missionare. Die Bewegung ist auch auf sozialem Gebiet tätig: Krankenhäuser werden errichtet, Ärzte angestellt; Schriften werden kolportiert. Die indische Kleidung wird wieder bewußt getragen, in allen Dörfern schießen Koranschulen aus der Erde, in denen jung und alt, Mann und Frau im Lernen wetteifern. Das geht von morgens früh um sechs Uhr bis spät in die Nacht

hinein in einzelnen Gruppen. Überall zeigt sich eine religiöse Geschäftigkeit und Aktivität, ein religiöses Wiederaufleben, das gar nicht zu verkennen ist. Man sucht seine Kenntnisse zu vertiefen, seine Anhänger zu stärken und fähig zu machen zu Kampf und Abwehr. Mohammedanische Missionare durchziehen dabei planmäßig die größtenteils christlich gewordenen Gegenden des nördlichen Bataklandes, um Anhänger für den Propheten zu werben: sogar große Tagungen, Konferenzen und mehrtägige Kongresse finden statt. In Sipirok zum Beispiel tagte 1937 ein panislamischer Kongreß für ganz Sumatra. Die Mohammadija-Bewegung ist aber auch schon ins Innerste der noch am wenigsten erforschten großen Insel Borneo, zu den mohammedanischen Dajaks, vorgedrungen. Hier arbeitet sie hauptsächlich mit der Verbreitung von Schriftmaterial aller Art. Es sind zunächst religiöse Schriften, und zwar in erster Linie Kommentare zum Koran. Ein riesiger Korankommentar, der 30 Bände von je 260 bis 300 Seiten umfassen soll, ist 1937 bereits in dritter Auflage in Medan auf Sumatra herausgekommen, natürlich in der Sprache der Malaien. Aus dem sehr reichhaltigen Inhalt geht ohne weiteres hervor, daß diese Erklärungen sozusagen die geistige Rüstkammer der Islamiten bilden sollen, und zwar für alle Zweige des Wissens in den Malaienstaaten, im Gebiete der Ethik, der Politik, der Polemik und Propaganda. So wird zum Beispiel über das Thema gehandelt: der Koran bewahrt in der Reinheit und Wahrheit, er ist Grund und Wurzel aller Weisheit. Daneben finden sich polemische Stücke gegen das Christentum und größere Betrachtungen über den einzig wahren Propheten Mohammed und seine Bedeutung. So gibt der Korankommentar dem gebildeten malaiischen Mohammedaner die geistigen Waffen in die Hand zum Angriff und zur Abwehr, aber auch zu seiner und anderer, minder gelehrter Volksgenossen Stärkung und Belehrung im Glauben. Wenn es auch nicht viele sein werden, die ihn erwerben, wegen des hohen Preises, so haben doch außer den Käufern bedeutend mehr Gläubige Nutzen davon und Teilnahme daran, indem die Besitzer des Buches ihnen etwas von seinem Inhalt mitteilen. — Außer dem Koran werden Predigten feilgeboten, hauptsächlich wohl zum Vorlesen am Freitag in den Moscheen. In diesen gedruckten Ansprachen wird die Herrlichkeit des mohammedanischen Glaubens in allen Farben und Tönen geschildert, den Gläubigen der Vorzug vor Augen geführt, den sie durch Allahs Erwählung genießen, auch auf die Zeit vertröstet, in der Allah das Geschick der jetzt Unterdrückten (von einer fremden Regierung Beherrschten) wenden wird; man solle weder Zeit noch Geld oder Gut sparen, um zur Verbreitung des Islam beizutragen usw. So wird auch das Gebiet der Politik in den Kreis der Betrachtung gezogen — der holländischen Regierung sicher nicht zur Freude! — Sogar ein so modernes, aus dem verachteten Abendlande stammendes Instrument wie das Grammophon wird von den Händlern nicht verschmäht. Von ihren Buden aus verlocken Schallplatten die Vorübergehenden zum Stehen-

bleiben; auch sie enthalten Verherrlichungen des Islam. So treibt man in recht profaner Weise, aber mit Absicht und Bewußtsein religiöse Propaganda. — Gebetbüchlein, die auch vertrieben werden, haben den Zweck, über die Gebetsart und die Gebetsvorschriften des Islam zu belehren. Alle notwendigen Gebetsstellungen und die arabischen Gebetsworte sind hier zu finden — letztere allerdings ins Malaiische übersetzt. Der Verlauf des Gebets wird ganz genau dargestellt. Auch islamische Religionslehrer können Anweisungen erstehen zur Ausübung ihres Dienstes. — Eine Hauptrolle spielen natürlich Lebensbeschreibungen des Propheten von Mekka. Alle weniger sympathischen Züge bei ihm sind natürlich unterdrückt. Seine Verdienste werden allein hervorgehoben, und mit Nachdruck wird hingewiesen auf die von ihm noch heute ausgehende Kraft, die die Welt erneuert. Freilich haben gerade die Bewohner Insulindes diese Kraft in erster Linie an sich selbst erfahren: sind sie doch durch die neue Religion unstreitig zu einem tüchtigen und betriebsamen Volk geworden, nachdem sie so lange in der stumpfen Trägheit und geistigen Stagnation des Heidentums gelebt hatten. — Überall an den Häusern der Anhänger des Islam kleben Plakate, die die Bevölkerung bekannt machen sollen mit der schon geschehenen oder noch geplanten Abhaltung von Kongressen (vgl. oben). Deren Berichte werden vervielfältigt und den einzelnen Volksgruppen zugeschickt. Auch die mohammedanischen Zeitschriften berichten besonders darüber; desgleichen ein nach den Kongressen erscheinendes kleines Buch. Auf diesen regelmäßig stattfindenden Zusammenkünften sind Verhandlungsgegenstände zum Beispiel die Arbeit an der Jugend und in den Schulen, die dortige Frauenbewegung (vgl. unten), die sozialen Werke und die Presse. — In jedem Buchladen kann man sich auch unterrichten über die Statuten der Bewegung. Als ihre Hauptziele werden bemerkenswerterweise angegeben: Erziehung und Unterweisung im religiösen Leben und in der Lehre des Propheten in den Gebieten von Niederländisch-Indien, Erziehung zu einer höheren Moral; dazu soll vornehmlich die Gründung von Schulen dienen, ferner die Förderung des Baues von gottesdienstlichen Gebäuden, desgleichen die profane Presse; und endlich (Nachahmung der christlichen Mission) Unterstützung der Armen und Bedürftigen, besonders der Verwaisten und Verwahrlosten. Die Mohammadija zählte übrigens im Jahre 1934 schon 700 Volksgruppen. Tatsächlich hat sie auch beträchtliche Erfolge aufzuweisen und entfaltet, wie wir sehen, eine rührige Tätigkeit, zunächst durch Bibliotheken, Buchhandlungen und Druckereien. Schulen aller Art existieren vom Kindergarten an bis zum Seminar für Männer und Frauen; für die geistige und sittliche Hebung der Frau wird besonders gesorgt, auch Arbeit für sie beschafft. — Zum Schluß muß noch die Existenz einer umfangreichen polemischen Literatur gegen das Christentum erwähnt werden (vgl. oben). Die christliche Lehre und die Bibel werden auf alle Weise bekämpft und herabgesetzt. In allen Zeitschriften der Vereini-

gung finden sich Aufsätze, die irgendein Objekt des christlichen Glaubens angreifen, ihn als unvernünftig, rückständig, töricht hinstellen. So gibt es ein Büchlein „Geheimnisse der Bibel“, in dem allerlei Irrtümer und Widersprüche der christlichen Lehre an Hand der Bibel aufgedeckt werden. Ein anderes Schriftchen dieser Art soll zeigen, wie leicht das Christentum zu widerlegen ist und einer ernstlichen Auseinandersetzung nicht standhält; es hat den Titel: „Herde wider Herde“. Dies Buch wird äußerst preiswert und in Menge vertrieben. — Ein Kapitel für sich bildet die immer umfangreicher werdende politische Literatur. Hierdurch bekundet der Islam aufs eindeutigste sein Streben nach der Weltherrschaft und seine politische Tendenz. Natürlich muß sich die islamische Presse und Literatur in den unter europäischer Herrschaft, wie in Niederländisch-Indien, stehenden Gebieten etwas Reserve auferlegen und ihre Forderungen unter dem Deckmantel der Religion verbergen. Indes wird nichts verabsäumt, um in den Herzen der Gläubigen die stille Hoffnung auf künftige bessere Zeiten zu nähren (vgl. oben), wo die Fremdherrschaft nach Allahs Willen beseitigt wird, wo Freiheit und Glück herrschen werden und die Welt uns (das heißt den Moslems) gehört. Nur warten heißt es, warten. Die Mohammedaner in Insulade können warten, sie haben es gelernt; auch haben sie unter der rücksichtsvollen holländischen Regierung schon allerlei Rechte erlangt. An den politischen Bestrebungen beteiligt sich auch auffälligerweise gleich jeder Heide, der zum Islam übertritt. Der Islam erzieht sie zu aufmerksamen Beobachtern der Vorgänge in der Politik. — Es liegt klar auf der Hand, daß die Islamiten nicht bloß in Niederländisch-Indien fanatische Anhänger der Freiheit von fremder Bevormundung und Regierung sind; ähnliche Bestrebungen sind auch in anderen europäischen Kolonialländern vorhanden, wo Mohammedaner unter europäischer Herrschaft leben. Auch sie werden eines Tages das Joch abzuschütteln trachten — der Islam in Angriff und Abwehr¹!

Es gilt noch dem Einwand zu begegnen, die Zeit und die Gewinnung einer größeren Anzahl von Mohammedanern für das Christentum, also für einen Angriff auf die Religion des Propheten auf etwas breiterer Basis sei jetzt günstiger denn je zuvor, da ja heutzutage weit mehr Islamiten nach Europa kommen als nach Mekka, zum Teil als Arbeiter — in Paris zum Beispiel sollen bis 1939 allein 80000 mohammedanische Arbeiter gelebt haben —, ferner als Diplomaten, Studenten, Händler oder Kaufleute. Aber auch sonst fehlt es nicht an Berührungspunkten der christlichen Völker mit Mohammedanern; sogar in den Wüsten der Sahara und Arabiens erscheinen jetzt die Europäer mit ihren Autos und Flugzeugen. Der moderne Islamit braucht, um europäische Verhältnisse kennenzulernen, gegenwärtig gar

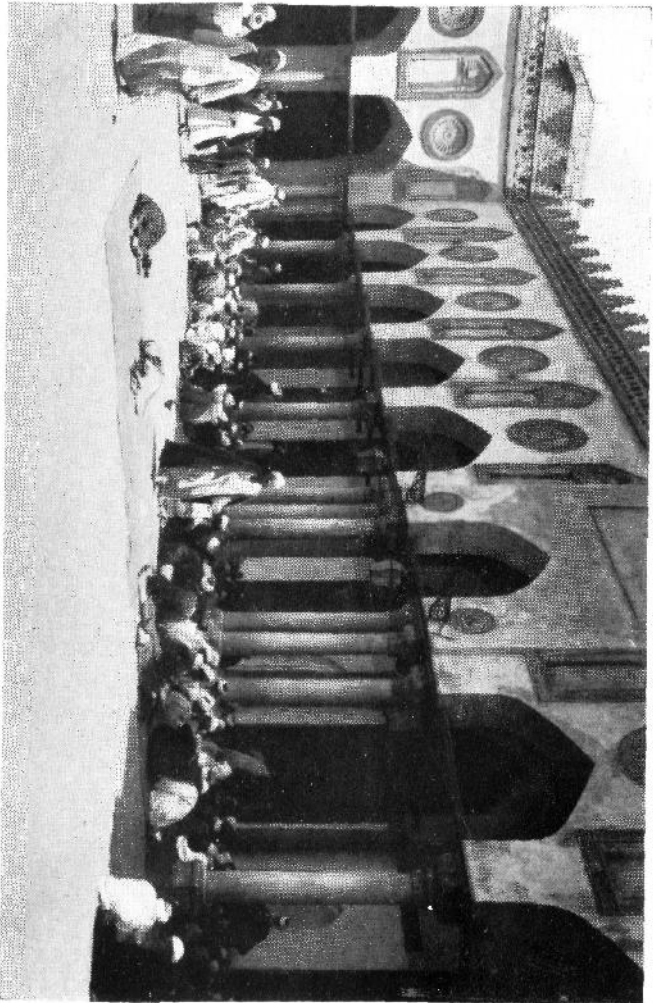
¹ Die vorstehenden einzelnen Notizen stammen aus einem Aufsatz von G. Baier: „Jungmohammedanischer Büchermarkt in Inner-Borneo“ in der „Evangl. Missionszeitschrift“ 1940, Heft 7.

keine teuren Reisen nach Europa zu machen. Durch die moslimische Presse erfährt er mit mathematischer Sicherheit jede ungünstige Nachricht über Vorgänge in den christlichen Staaten oder in ihrer Politik. All diese Berührungen mit dem christlichen Abendland haben es jedenfalls nicht zuwege gebracht, das Gemüt des Islamiten günstiger zu stimmen für die Annahme der fremden Religion. Es fehlt auch nicht an Leuten, die meinten, als 1908 der Zusammenbruch der Türkei erfolgte, jetzt sei es zu Ende mit der Religion des Propheten und ihrer Herrlichkeit, und nun werde die christliche Mission mit mehr Erfolg dort arbeiten können. Aber was trat ein? Die Türkei erholte sich wieder und steht seitdem dem Christentum ablehnender denn je gegenüber. 1934 wurden die letzten deutschen Missionarinnen ausgewiesen, weil sie ganze dreizehn Menschen getauft hatten!

Der Islam beschränkt sich nicht mehr auf die Abwehr, er greift, wie wir vorher gezeigt hatten, den christlichen Glauben auch direkt an. Die mohammedanische Mission (das heißt wenn man sie so nennen will; eine organisierte Missionstätigkeit gibt es im Islam nicht) unternimmt jetzt einen unaufhaltsamen, gefährlichen Wettlauf mit der christlichen. Auf fast allen Gebieten stößt man auf ihre Gegenwirkung. Der größte Teil von Afrika, Vorder- und Hinterindien nebst den Inseln des malaiischen Archipels, China, sogar Japan sind zu ergiebigen Arbeitsfeldern ihrer religiösen Propaganda geworden. In Tokio zum Beispiel wurde am 12. Mai 1938 die dritte Moschee in Japan eingeweiht (es sollen in Tokio etwa 400 Mohammedaner leben, die dort allmählich eingewandert sind und größtenteils Handel treiben). Zu dieser Feier hatte die islamische Welt mehrere hundert Delegierte gesandt — ein Beweis dafür, welch symbolische Bedeutung man im Islam diesem feierlichen Akte beilegte. Auch die kürzlich gegründete japanisch-islamische Gesellschaft beteiligte sich, und in der Festansprache betonte der Vizepräsident derselben, ein japanischer Admiral, die Toleranz Japans gegenüber anderen Religionsgemeinschaften, ferner, wie Japan eines der wenigen Länder sei, das allen Anhängern der Weltreligionen gänzliche Glaubensfreiheit lasse. Am Rande muß freilich bemerkt werden, daß Japan durch das Entgegenkommen gegen den Islam vor allem seine politischen und wirtschaftlichen Belange zu fördern hofft. Kraft seiner offen zur Schau getragenen Freundlichkeit gegen Mohammeds Bekenntnis ist Japan nämlich in der Lage, in der Handelskonkurrenz mit Europa mit Leichtigkeit das Rennen zu gewinnen und auf kulturellem Gebiet die geistige Elite der islamischen Länder an sich zu ziehen: in Tokio ist mit Unterstützung des Staates ein mohammedanisches Seminar gegründet worden, von dem aus islamisches Schrifttum und die Kenntnis des übersetzten Korans im Lande verbreitet werden. Desgleichen gibt es schon eine islamische Hochschule, an die Gelehrte von der AlAzhar in Kairo (siehe unten) berufen werden; junge Mohammedaner aus den west- und mittelasiatischen Ländern können dort mit Hilfe staatlicher Stipendien ihrem



Kairo, Universität.



Kairo, Universität (in der Mittagszeit).

Studium obliegen. 1936 studierten auf japanischen Hochschulen schon achtmal so viel islamische Studenten wie auf italienischen! Und dabei bemüht sich die italienische Regierung auf alle Weise, durch Freiplätze und Stipendien die islamische Jugend zu ihren Hochschulen zu ziehen. Viele Japaner haben türkisch, persisch oder arabisch sprechen gelernt; an allen japanischen Universitäten sind Lehrstühle für diese Sprachen errichtet worden; auch hier droht also der europäischen Geistesbildung zum mindesten erhebliche Einschränkung.

Das Herz des Mohammedanertums ist gegenwärtig nach der Abschaffung des Khalifats unzweifelhaft Ägypten, und zwar im besonderen die AlAzhar-Universität in Kairo. Kairo ist das Rom für den Islam geworden, vielleicht sogar in stärkerem Maße als Mekka. Kein geringerer als Dschemal al Din der Afghane, der geistige Vater der islamischen Reform, war es, der während seiner Wirksamkeit als Lehrer in Kairo in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die in völlige religiöse Erstarrung und dogmatischen Schematismus versunkene Hochschule, obwohl er Kairo 1879 verlassen mußte, zu einer Stätte gemacht hat, an der die mohammedanische Reformbewegung (vgl. unten) bis in die Gegenwart wirksam gepflegt und gefördert wurde. Letzthin erschien eine kleine Schrift, die über die derzeitigen Reformen der Hochschule informieren soll; sie fängt in sehr bemerkenswerter Weise mit dem Satz an: „Nichts in Ägypten ist vielleicht so bezeichnend für den Fortschritt des Landes und den Entschluß seines Volkes, auf gleicher Stufe mit den westlichen Nationen und ihren Kulturidealen zu stehen, wie die Reformen, die stufenweise in das Leben der AlAzhar-Universität, der ältesten und größten in der Welt, gebracht werden.“¹ Das im Vergleich zu europäischen Hochschulen recht langdauernde Studium umfaßt jetzt so ziemlich alle Gebiete des Wissens und der Wissenschaft; hier werden nicht nur gelehrte Theologen ausgebildet, die geeignet sind, später einmal als Dozenten zu wirken, sondern auch gut unterrichtete Lehrer an religiösen Instituten und Regierungsschulen, Richter und Rechtsanwälte an Gerichtshöfen. Bereits im Jahre 1928 wurden an der Universität auch Frauen zum Studium zugelassen, und zwar in der medizinischen, philosophischen und juristischen Fakultät, jetzt auch in den Handelswissenschaften. Man scheute nicht davor zurück, gelegentlich auch abendländische Hilfe zu gebrauchen: an dem neuen Krankenhaus in Alexandrien wurden 22 Schwestern vom Evangelischen Diakonie-Verein in Berlin angestellt. Auch sonst wurde die Beziehung zum Geistesleben des Abendlandes hier und da gepflegt: ägyptische Männer und Frauen brachten vor ein paar Jahren das Nibelungenlied in Kairo zur Auf-führung, in der von einem deutschen Dozenten, Dr. Frank, an der Universität begründeten Literaturvereinigung. Trotzdem — das Ziel bleibt stets das gleiche: „Der arabische Orient und der arabische Okzident haben ein

¹ Zitiert nach Reichardt a. a. O., S. 268.

einziges Ziel, die Verherrlichung des Arabertums und die Verherrlichung des Islam“, so meinte kürzlich bei einer Zusammenkunft der Unterstaatssekretär für den öffentlichen Unterricht in Ägypten. — Die ägyptische Hochschule genießt auch im mohammedanischen Ausland hohes Ansehen. Man erbittet sich dort (zum Beispiel in Mandschukuo) Lehrer von der AlAzhar-Universität. Diese ist in der islamischen Welt unstreitig eine große Macht geworden, deren Wirkung und Einfluß im Abendlande nicht unterschätzt werden darf. König Faruk von Ägypten hat jährlich tausend ägyptische Pfund ausgesetzt für junge Leute vom Balkan, die an der AlAzhar-Universität studieren wollen, desgleichen für solche aus China! Noch stärker freilich ist die politische Wirksamkeit dieser Hochschule; darüber unten Näheres.

Der Führer der islamischen Reformbewegung, die hier ihren Hauptsitz hat, ist jetzt der Scheich Mustapha'il Maraghi, ein weltoffener Gelehrter. Der Angriff auf das Christentum geht vor allem aus von dem islamitischen Verein junger Männer, der sich über die ganze Welt des Islam erstreckt und die ausgesprochene Absicht hegt, den Geist des Korans neu zu beleben und die christliche Missionsarbeit durch Angriffe seinerseits unwirksam zu machen. Von dem Zentrum AlAzhar wurden seit 1930 in die verschiedensten Länder mohammedanische Sendboten geschickt. Für diese „Missionare“ werden jetzt große Geldmittel aufgewandt. Sie sollen zuvörderst der Verbreitung und Befestigung des Islam in den Grenzländern dienen, so in Ostafrika, China, Japan, in den Philippinen, Abessinien usw. Die dorthin entsandten Glaubensboten müssen jetzt auch die Landessprache beherrschen. Und solche „Missionare“ gehen jetzt sogar nach Europa. Zwölf Dozenten fuhren 1935 nach England, Frankreich und Deutschland, 1936 folgten noch sieben andere! Kairo ist auch zur Zeit das Zentrum der indischen Mission. Der Islam macht nämlich die größten Anstrengungen, um auch die ungeheuren, auf etwa 70 Millionen veranschlagten Massen der armen, kastenlosen Parias — die auf keinen Fall mehr länger in ihrer alten Religion, dem Hinduismus, verbleiben wollen — für sich zu gewinnen und sie nicht eine Beute der christlichen Missionare werden zu lassen, die auch ihrerseits keine Mühe im Kampf um die Seelen der unterdrückten Klassen in Indien scheuen. Der Scheich der AlAzhar-Universität hat vorgeschlagen, eine Gesandtschaft von Geistlichen nach Indien zu schicken, um dort für den Islam Mission zu treiben. Dieser Plan wurde von führenden Mohammedanern in Indien freudig begrüßt. Jene Geistlichen sollten dann bei ihrer Rückkehr eine Anzahl Kastenloser mitnehmen, um sie an der AlAzhar auszubilden und sie dann als taugliche Vorbilder für islamisches Leben und islamische Gedanken nach Indien zurückzuschicken. Der ägyptische Dichter Sayid Ahmed faßt nicht die Sendung von Missionaren ins Auge, sondern mehr die Organisation eines größeren Unternehmens, zum Beispiel die Errichtung von Hospitälern, Schulen und Asylen — nach christlichem Vor-

bild (vgl. oben), um dadurch die Herzen der unglücklichen Parias zu gewinnen. Er schreibt: „Der Islam dringt in Indien mit großen Schritten vorwärts. Die Annahme des Islams durch die Kastenlosen wird zweifellos ein außerordentliches Ereignis in der Geschichte Indiens sein. Es sind ja nicht nur die Kastenlosen, die zum Islam übertreten wollen, es geht auch eine wenn auch kleine Bewegung durch die höheren Schichten der indischen Gesellschaft.“ Er hat mit dieser Behauptung nicht Unrecht: in Zentralindien ist der Islam tatsächlich in starkem Wachstum begriffen. Während die Volkszahl dort in den letzten zehn Jahren um 12% gewachsen ist, haben die Mohammedaner um 13¼% zugenommen!

In Ägypten haben sich in den letzten Jahren sogar etwa 1500 (meist koptische) Christen dem Islam angeschlossen. Ein Amerikaner hat dazu die treffende Bemerkung gemacht: „Die Christen reden von der Bekehrung Afrikas, und die Mohammedaner vollbringen sie!“ — Englische und amerikanische Radiosender brachten (bis 1939) in Kairo zweimal am Tage, Sonntags dreimal, Sendungen aus dem Koran, eine immer um zehn Uhr, zur Stunde des christlichen Gottesdienstes! Seit dem 30. November 1936 war es den moslemischen Predigern in Kairo durch ministeriellen Erlaß gestattet, auf den Hauptplätzen und in öffentlichen Anlagen zu predigen — eine ganz neuartige Erscheinung! — Man plant ferner in Kairo die Errichtung einer obersten mohammedanischen Behörde zum Zweck der Zusammenfassung der Kräfte und Ziele der islamischen Welt. Ihre Aufgabe würde die sein, die Gefühle und Bande der Bruderschaft unter den Moslems der ganzen Welt zu stärken, die Zusammenarbeit der Kulturträger der moslemischen Länder mit dem Ziel der weiteren Verbreitung und Vertiefung der mohammedanischen Kultur zu fördern, die Religion des Propheten in ihrer praktischen Ausübung zu vereinfachen, damit auch der geringe Mann sie besser versteht, und eine stärkere Annäherung der verschiedenen islamischen Religionsgemeinschaften zu erstreben, damit ihre Mitglieder lernen, sich mehr als Brüder zu fühlen, und die trennenden Gegensätze zurückstellen.

In Kairo sind auch die intellektuellen Führer der politischen panarabischen Bewegung vereinigt. Diese stellt den neuerdings erwachten islamischen Nationalismus wohl in seiner stärkeren Potenz, als Ausdruck der heftigsten Reaktion gegen die westliche Welt und das Christentum dar. Die vorher genannte Vereinigung junger Mohammedaner ist das Zentrum der Bewegung. Sie erstreben eine islamische Geisteseinheit auf Grund des überall auftretenden nationalen Eigenlebens (vgl. unten) zur Verhinderung der Zersplitterung der sich regenden nationalen Kräfte. Hier sitzen auch die Vorkämpfer der politischen Auseinandersetzung mit den abendländischen Mächten (siehe unten). Denn Religion und Politik gehen im Islam von Anbeginn Hand in Hand!

Der Aufbruch des Orients in der Gegenwart und sein Streben, von der

bisherigen abendländischen Bevormundung möglichst bald ganz freizukommen, äußert sich auch nicht zum wenigsten auf dem Gebiete des Wissens und der Bildung. Einsichtige Moslems hatten längst die Gefahr erkannt, die dem Orient seine veraltete, stets zurückgehende und nie aufgefrischte Kultur brachte, die ihn in immer stärkerem Maße dem Einfluß des Abendlandes preisgab. In den letzten Jahrzehnten hat sich auch hier vieles gewandelt, schon vor dem Weltkrieg, und ein starker Fortschritt war nicht zu verkennen. So gab es zum Beispiel vorher in Syrien nur zwei bis drei Zeitungen, und zwar in der Hafenstadt Beirut, bei Kriegsausbruch dagegen in ganz Syrien und Palästina schon gegen achtzig! Dazu über zehn Monats- und Wochenzeitschriften. Ähnlich war es in Ägypten. In Kairo erschienen (bis 1939) Tageszeitungen mit einer Auflage von 30—40 000! Die Buchdruckereien in Kairo lassen jetzt über 500 Tages- und Wochenzeitungen erscheinen, außerdem eine Unzahl von Büchern und Broschüren, die überall in der arabisch sprechenden Welt (die etwa 40 Millionen Menschen umfaßt), am Rande der großen afrikanischen Wüste und im ganzen Maghreb, das heißt von Marokko bis Tunis, vertrieben und gelesen werden. In den Harems von Mossul oder Bagdad findet man aus Ägypten stammenden Lesestoff, illustrierte Wochenblätter und solche speziell für Frauen — alle atmen den Geist des rüstig voranschreitenden Ägyptens. So wächst Ägyptens Ansehen in der mohammedanischen Welt täglich mehr.

Ein enormer Fortschritt ist vor allem auf dem Boden des Schulbetriebes im Gebiet des Islam zu verzeichnen. Die auf kulturellem Gebiet führenden Staaten, Ägypten und die Türkei, sind auch in der Entwicklung ihres Schul- und Hochschulwesens vorbildlich; die jungen, bildungsbeflissenen Männer (und Frauen) brauchen nicht mehr europäische Universitäten aufzusuchen! Wenn auch, wie erwähnt, vor allem Italien große Anstrengungen macht, den Studentenzug nach seinen Hochschulen besonders aus seinen afrikanischen Kolonien zu fördern. Solche islamischen Bildungsstätten gibt es, außer der berühmten AlAzhar in Kairo, noch in Tunis, in Lahore in Indien, in Orenburg am Ural und sonstwo. Hier werden die Jünger des Propheten in die Tiefen menschlichen Denkens eingeführt, in die islamische Philosophie, in die Rechtswissenschaften, die Auslegung des Korans und in alle Zweige des Wissens und der Technik, die sie für ihren künftigen Lebensberuf nötig haben. Sie kehren dann in ihre Heimat zurück als Pioniere islamischer Gemeinschaft und tragen dort erheblich bei zu der kulturellen Fortentwicklung und wirtschaftlichen Erschließung des Vaterlandes — und seiner Abschließung vom Okzident.

Die in der politischen Sphäre in die Erscheinung tretende Solidarität der mohammedanischen Staaten (vgl. oben) zeigt sich auch auf dem Gebiet der Kultur. Die mit intellektuellen Kräften weniger begnadeten Länder holen sich jetzt ihre Ärzte, Lehrer, Techniker und Ingenieure nicht mehr

aus Europa wie früher, sondern von den Überschußgebieten an Intelligenz: aus Ägypten und der Türkei. Bis vor kurzem hatten sich in diesen Staaten nur europäische Sachverständige und Gelehrte betätigt und hatten ihre Söhne zur Ausbildung auf die hohen Schulen des Abendlandes gesandt. Jetzt tagen regelmäßig islamische Ärztekongresse in Kairo, solche der Techniker in Ankara. Die ägyptische Regierung hatte die Absicht, zur Jahrtausendfeier von Kairo eine große Ausstellung zu veranstalten, die eine Übersicht bieten sollte über Aufstieg und Fortschritt in der islamischen Welt. In den Dienst der Zusammenarbeit hat sich übrigens auch der Rundfunk „eingeschaltet“ (vgl. oben). — Auch auf die Bildung des einfachen Volkes wird jetzt mehr Wert gelegt: Schulen sind entstanden bis in das Innerste und an der Südküste Arabiens und im glutheißen Irak. Lehrer begleiten im Reiche des rührigen Ibn Saud die Beduinenstämme auf ihren Wanderungen, um die Kinder im Lesen und Schreiben und besonders im Koran zu unterweisen. Im Yemen gibt es fast kein Dorf mehr ohne Lehrer. In Saana existiert eine Militärschule, eine Waffenfabrik und sogar drahtlose Telegraphie.

Noch einige Worte über die jetzigen kulturellen und religiösen Verhältnisse im heutigen Iran. Auch dieses Land zieht neben Ägypten, Arabien und der Türkei unter den Ländern des vorderen Orients unser erhöhtes Interesse auf sich; auch hier scheint sich ein neuer Aufstieg und Aufbruch, eine Art Auferstehung aus jahrhundertelanger Erstarrung und Stagnation vorzubereiten. Zunächst das Schul- und Bildungswesen. Hier stand es bisher ganz schlimm: nach europäischen Mitteilungen konnten — wenn man ihnen glauben darf — nicht mehr als etwa 10% der Bevölkerung schreiben und lesen! Besonders auf dem flachen Lande und bei den nomadisch lebenden Stämmen fehlten die allereinfachsten Kenntnisse. Als Lehrer dienten fast durchweg die Geistlichen. Nur an den Missionschulen in den größeren Städten bestand ein sorgfältigerer Unterrichtsbetrieb. Im vorigen Jahrhundert gab es nur eine weltliche Schule, die unter der Herrschaft des etwas fortschrittlich gesinnten Schah Nasur Eddin (der bis 1896 regierte und der auch als erster mehrere Reisen nach Europa, auch nach Deutschland gemacht hat) entstanden war. Noch im Jahre 1910 gab es im ganzen Lande nur 11¼ Schulen, daneben noch eine militärische, medizinische und polytechnische Hochschule. Gegenwärtig gibt es unter Riza Pehlewis Regierung weit über 4000 religiöse und weltliche Schulen mit etwa 300000 Schülern, davon ein Drittel Mädchen! Darunter drei höhere Schulen. 500 persische Studenten dürfen jährlich mit einem Staatsstipendium ausländische Hochschulen besuchen. Aber auch in der Hauptstadt Teheran ist jetzt eine Universität in der Entstehung begriffen, die sechs Fakultäten umfassen soll; die theologische Fakultät besteht schon seit 1934. Bei dem Studium sollen streng moderne Grundsätze maßgebend sein. Es wird unterstützt durch eine reichhaltige Bibliothek (von vorläufig,

bis Ende 1938, 4000 Bänden). Es gibt aber auch eine mathematisch-naturwissenschaftliche und eine philosophische bzw. philologische Fakultät mit zahlreichen Vorlesungen in allen einschlägigen Gebieten der Wissenschaft. Also, wie man sieht, ein sehr reichhaltiges Programm! Wobei allerdings noch abzuwarten ist, inwieweit es in Zukunft sich verwirklichen und Gestalt gewinnen wird. Jedenfalls ist so viel gewiß, daß in den maßgeblichen Kreisen des Iran ein ernstliches Streben nicht zu verkennen ist, eine weitgreifende Reform des gesamten Bildungswesens durchzuführen. Hierbei sollen gleichzeitig mehrere Gesichtspunkte von Bedeutung sein: eine Erneuerung der alten iranischen Kultur — diesem Zweck dient unter anderem die Reinigung der iranischen Sprache von den eingedrungenen arabischen Worten; eine Annäherung an die bisher so verachtete europäische Kultur nebst ihren brauchbaren Errungenschaften (vgl. unten) und selbstverständlich auch das im Orient damit jetzt überall Hand in Hand gehende Streben nach einer bodenständigen, nationalen Kultur. Hierbei ist es sehr bezeichnend, daß auch in Persien Stimmen laut werden, freilich nicht in dem Maße wie in der Türkei (vgl. unten), die eine Abkehr vom Islam verlangen, als von einer dem persischen Volke aufgenötigten „artfremden“ Religion. Die Macht der Geistlichkeit war doch im Iran erheblich größer als in der Türkei, und deshalb mußte die Regierung hier vorsichtiger vorgehen und konnte die Religion nicht in die Stellung einer dienstbaren Organisation herabwürdigen, wie es dort geschah. Trotzdem unternahm der Schah Riza Pehlewi den Versuch, die anscheinend unüberwindliche Stellung der islamischen Geistlichkeit langsam zum Erliegen zu bringen. Sie hatte ihn im Jahre 1935 daran gehindert, Iran zu einer Republik zu machen; indes in etwa zehn Jahren war es ihm geglückt, ihre Macht größtenteils zu brechen. Der Islam ist aber im Iran immer noch Staatsreligion, im gesetzgebenden Rat sitzt ein Komitee von Ulemas, die in religiösen Fragen maßgebenden Einfluß haben. Allerdings ist auch in Persien eine erhebliche Minderung der Macht des Islam eingetreten, zum Beispiel durch Änderung der Gesetze, Emanzipation der Frauen (vgl. unten) usw.

Der allgemeine kulturelle Fortschritt ist auch in der persischen Presse zu bemerken. 1934 existierten in Teheran bereits sieben Tageszeitungen; Organe der öffentlichen Meinung erscheinen jetzt auch in den übrigen größeren Städten, wenn auch nicht überall täglich. Wieviel Leser freilich die Zeitungen haben werden, möge dahingestellt bleiben; allerdings unterliegt das Zeitungswesen polizeilicher Kontrolle, und es kann vorkommen, daß eine Zeitung wegen allzu unfreundlicher Kritik an öffentlichen oder staatlichen Einrichtungen eine Zeitlang verboten wird. In neuerer Zeit wird die Zensur indes nicht mehr so scharf gehandhabt, wenn die Herausgeber sich verpflichten, an der Regierung des Schah keine Kritik zu üben. Im übrigen stellen sich auch die größeren Zeitungen in den Dienst des kulturellen Fortschritts; vor mehreren Jahren bezeichnete zum Beispiel eine

Teheraner Zeitung die bessere Erziehung der Mütter als eine Hauptaufgabe des Staates. Zu diesem Zweck müßten einerseits die Mädchenschulen anders gestaltet werden, andererseits aber müßte vor allem auf eine Besserung des Familienlebens hingewirkt werden; der Staat müsse Erziehungsanstalten und Kindergärten einrichten, mit dem Ziel der Heranbildung der Mädchen für ihren ihnen bestimmten Beruf als Mütter.

Auffallend ist demgegenüber die noch sehr geringe Entwicklung des Bücherwesens. Ein Verleger darf es kaum wagen, ein Buch mit einer Auflage von mehr als 500 Exemplaren herauszugeben. Die allgemeine Volksbildung im Iran ist doch noch zu wenig fortgeschritten, die Zahl der Analphabeten noch zu groß. Dagegen scheint die christliche Bibel jetzt in Persien, als Ganzes und in einzelnen Teilen, ziemlich begehrt zu sein. In einem der letzten Jahre wurden zum Beispiel über 30000 Bibeln oder Bibelteile im Volke verteilt, und zwar in 28 verschiedenen Sprachen. Es ist auch nicht zu verkennen, daß die religiösen Gemeinschaften in Persien eine viel größere Freiheit genießen als etwa in der Türkei oder in den übrigen mohammedanischen Ländern. Die Ursache für diese immerhin auffallende Erscheinung liegt in der stets zunehmenden religiösen Gleichgültigkeit der Perser; diese sind eben — im Gegensatz zu den anderen islamischen Völkerschaften — großenteils Arier, und so herrscht unter ihnen von jeher eine ganz andersartige geistige Luft, die auch im religiösen und geistigen Leben zu spüren ist. So begegnen sie anderen religiösen Erscheinungen, auch der christlichen Mission, mit weitgehender Toleranz. Die intellektuellen Perser stehen ja heutzutage auf dem religiösen Standpunkt, daß sie alle positiven Religionen mehr oder weniger als Verirrungen des menschlichen Geistes ansehen und daß sie aus den verschiedenen Religionen allerhand ihnen zusagende Gedanken herauszunehmen bestrebt sind. Ein guter Kenner des persischen Volkstums, der dänische Professor Arthur Christensen, läßt sich darüber also aus: „Das Licht des Islam scheint in Persien nicht mehr in seinem alten Glanz. Aber keine andere der bestehenden Religionen wird davon sonderlich Gewinn haben.“ — In Teheran wurde 1934 eine höhere Frauenschule der Anhänger Zarathustras oder Zoroasters eingerichtet, die noch heute in Iran eine Anzahl von etwa 12000 Bekennern umfassen! In Kirmanschah, einer Stadt mit etwa 70000 Einwohnern im westlichen Persien, leben außer den schiitischen Islamiten Christen der verschiedenartigsten Kirchen und Sekten; alle scheinen sich untereinander ziemlich gut zu vertragen. In dem vielbesuchten Wallfahrtsort Mesched, im Osten des Landes, wurde im Monat Ramadan, wo zahlreiche Pilger dort zusammenströmten, der amerikanische Film „König der Könige“ unter größter Beteiligung des Volkes vorgeführt, ein Werk mit entschieden christlicher Tendenz! Die christlichen Missionsgesellschaften erfreuen sich im allgemeinen einer beträchtlichen Bewegungsfreiheit, wenn auch hier und da Schwierigkeiten mit den Behörden vorkommen, wie ein

lokales Verbot des christlichen Religionsunterrichtes oder vorübergehende Schließung der Missionsschulen. Die islamische Geistlichkeit steht naturgemäß dem Eindringen des Christentums von vornherein, wie überall, feindlich gegenüber. — Auf jeden Fall ist der geistige und kulturelle Fortschritt und Aufstieg im Iran in der Gegenwart nicht zu verkennen¹.

Ein kurzer Überblick über die fortschreitende Ausbreitung des Islam auf der bewohnten Erde wird unsere Theorie vom Aufbruch der mohammedanischen Welt noch weiterhin erhärten helfen. An anderer Stelle wird noch über einzelne Gebiete eingehender berichtet werden. In Asien ist das zweite große islamische Zentrum neben Britisch-Indien (mit seinen etwa 80 Millionen Islamiten) in Niederländisch-Indien. Die dortigen Mohammedaner zählen zirka 40 Millionen. Fast völlig mohammedanisch ist ferner Chinesisch-Turkestan oder Sinkiang. Dieses Land steht ganz unter russischem Einfluß und hat dem Bolschewismus Tür und Tor geöffnet. Trotzdem ist hier der Islam sehr regsam. Auch in dem neuen Staat Mandschukuo nehmen die Islamiten schnell zu; sie werden von den einheimischen Behörden stark begünstigt. In der Mongolei und im südlichen Sibirien sind sie schon lange ansässig. In China sollen angeblich 50 Millionen Mohammedaner leben; sie wohnen hauptsächlich in den Provinzen Kansu und Yünnan. Bisher galt die Religion des Islam in China der Regierung als verdächtig, deshalb hielten sich ihre Bekenner in der Verborgenheit. Doch zeigt sich auch da jetzt eine Wandlung (Näheres siehe unten). Vom Islam in Japan war schon vorher in anderem Zusammenhang die Rede.

In Afrika sind mindestens etwa zwei Fünftel der Bevölkerung bereits mohammedanisch. Das führende Land ist Ägypten (vgl. oben), ihm schließen sich an Marokko, Alger, Tunis, Nord-Nigeria und der Sudan. Besonders lebhaft zeigt sich heute der Islam in Alger. Scharen von mohammedanischen Händlern und Wanderpredigern, die bis zum Tschad-See vordringen, treiben erfolgreiche Propaganda. Wie leichten Eingang der Islam bei den afrikanischen Negern findet, ist bereits dargelegt worden. — Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß durch den Untergang Abessinien die Stellung des Islam bedeutend gefestigt worden ist. Bisher war der Islam in dem von den christlichen Amharen beherrschten Kaiserreich nicht gleichberechtigt. Gegenwärtig umfaßt das italienische Imperium außer Abessinien auch Eritrea und Somali-Land, wodurch die Bekenner Mohammeds auch zahlenmäßig das Übergewicht erlangt haben. Dadurch ist nun der große Block beseitigt, der bisher dem Islam im Wege lag, wenn er seinen Einfluß vom Sudan nach dem Süden ausdehnen wollte. Italien nimmt bekanntlich jetzt eine ausgesprochen islamfreundliche Stellung ein — einmal, um England und Frankreich durch diese Haltung möglichst aus der Gunst der Mohammedaner zu verdrängen, sodann auch, um die unliebsame

¹ Die einzelnen Mitteilungen im vorliegenden Abschnitt entstammen einem Aufsatz von P. Fleischmann in der Zeitschrift „Der Orient“, 1938, Heft 6.



Die Verbreitung des Islam. (nach Arnold Toynbee)

Erinnerung an seinen (1911 begonnenen) Krieg gegen die Türkei und an den späteren Kreuzzug gegen die räuberischen mohammedanischen Senussi in Libyen (siehe unten) schnellstens auszulöschen. — In Ostafrika treiben die Inder starke mohammedanische Propaganda (vgl. unten). Dort ist in den letzten Jahren manch neue Moschee errichtet worden. Dazu wird als Folge des Abessinischen Krieges wahrscheinlich bald der Druck des Islam von Norden her noch zunehmen. In Südafrika dringt der Islam immer unaufhaltsamer vor, namentlich unter den Bastards der Kap-Kolonie und den Farbigen von West-Griqualand. Auch hier sorgt Indien für frische Zufuhr. Vor 20—30 Jahren war der kapmalaische Arzt Dr. Abdurrahman, ein Führer im Rassekampf, der spiritus rector dieser Bewegung. Gegenwärtig ist man in Kapstadt beim Bau einer großen Volks- und Hochschule, die „zunächst“ 60 000 Pfund kosten soll. Die Regierung hat dafür Beihilfe gestiftet. Dort soll auch im Koran, im Arabischen, in Sanskrit usw. unterrichtet werden. Unternehmer ist die „Internationale Mohammedaner-Organisation“.

In Südamerika haben vor allem die ausgewanderten Syrer eine rege Tätigkeit entfaltet. Der geistige Führer des Syrertums und ein unerschrockener Kämpfer für die Unabhängigkeit Syriens und Palästinas (siehe unten) ist der Emir Shakib Arslan, der jetzt in Genf lebt als Generalsekretär des syrisch-palästinensischen Kongresses. Sein politisches Ziel ist die Vereinigung aller arabischen Stämme. Seine religiösen und politischen Gedanken hat er in nicht weniger als 18 Werken veröffentlicht. Er kämpft vornehmlich für den allgemeinen Aufstieg des Orients. In seinem Sinn und Geist arbeiten auch die syrischen Landsleute in Nord- und besonders Südamerika, die bei ihrer unbestreitbaren Intelligenz und Tatkraft, bei entschiedener Behauptung des eigenen Volkstums schon manche Erfolge aufzuweisen haben. 30 Zeitungen und Zeitschriften erscheinen bereits in Nord- und Südamerika in arabischer Sprache. Die dortigen syrischen Kolonien beherbergen eine beträchtliche Anzahl von Schriftstellern, Dichtern, Philosophen und Ärzten. In Brasilien haben die Syrer eigene Schulen mit Unterricht in arabischer Sprache und Literatur. In ganz Amerika wohnen gegen 300 000 Islamiten. — Großen Auswanderungstrieb zeigen übrigens auch die Leute aus dem arabischen Hadramaut; man trifft auf sie in Abessinien, Ostafrika bis zum Kap, Indien, Java und Sumatra und auf den Philippinen; auch sie sind eifrige Verbreiter des Islam.

In Europa sind (abgesehen von dem europäischen Rußland mit nicht ganz $2\frac{1}{2}$ Millionen) die Mohammedaner am zahlreichsten in Jugoslawien mit etwa $1\frac{1}{3}$ Millionen, demnächst in Bulgarien und Albanien, wo sie je etwa 700 000 Bekenner zählen; Rumänien hat etwa $\frac{1}{4}$ Million. — Auffallend groß ist die Anzahl der Islamgläubigen in Frankreich (180 000). In Paris besitzen sie eine schöne, mit Regierungsbeihilfe erbaute Moschee, eine Koranschule und ein großes Krankenhaus. — Auch in England gibt

es etwa 7000 Mohammedaner, darunter etwa 5000 übergetretene Christen, zum Teil aus den höchsten Familien. — In Wien, Warschau, Budapest und Prag wohnen ebenfalls kleine Gruppen von Islamiten. — In Genf, dem Mekka alles Internationalismus, hielten im September 1935 die Mohammedaner Europas einen Kongreß ab, um ihre zahlenmäßige und moralische Macht zu beweisen. Man sah dort 60 Abgeordnete. Die Notwendigkeit einer energischen Propaganda, um den Islam mehr bekannt zu machen, wurde hier besonders hervorgehoben; dadurch sollte auch zwischen Europäern und Mohammedanern ein besseres Verhältnis geschaffen werden. Der englische Vertreter behauptete übrigens, in England fänden wöchentlich sieben bis acht Übertritte zum Islam statt! — Auch in unserer Reichshauptstadt befindet sich natürlich eine Moschee (am Fehrbelliner Platz). In ganz Deutschland wurden etwa 2000 Mohammedaner gezählt.

Eine besondere Stellung nimmt die Türkei ein. Die im November 1922 ausgesprochene Abschaffung des Khalifats war ihrem Ursprung nach nicht von antireligiösen Motiven diktiert, sondern ein rein politischer Akt; man glaubte in den Kreisen des türkischen Nationalismus — dessen Führer der im November 1938 verstorbene Atatürk war —, daß politisch-reaktionäre Elemente die Hoffnung auf Wiedereinsetzung der Dynastie Osman an die Person des Khalifen knüpften. Es ist auch nicht abzuleugnen, daß einzelne Mitglieder der islamischen Geistlichkeit noch jahrelang mit dem abgesetzten Herrscherhaus konspiriert und die Republik als solche bekämpft haben. 1926 wurde sogar eine Verschwörung gegen das Leben Kemals entdeckt, an der auch Ulemas beteiligt waren; dadurch wurde der Konflikt des Staates mit der Geistlichkeit ein Dauerzustand; natürlich sehr zum Schaden der letzteren. In der Türkei haben sich schon Stimmen erhoben, die laut verkünden, die Türkei sei kein islamischer Staat mehr, der Islam sei eine absterbende und artfremde Religion, der man den Abschied geben müsse. Man habe sich eine arteigene türkische Religion zu schaffen, müsse zurückgehen auf die vorislamische Zeit usw. Und solche Stimmen werden laut in einem Volke, das etwa 500 Jahre lang die beherrschende Vormacht des Islam gewesen ist, das in dieser ganzen Periode bis zur jüngsten Zeit einen furchtbaren religiösen Fanatismus bewiesen hat (Armeniermorde!), dessen ganze kulturelle und sonstige Eigenart fast ausschließlich durch den Islam ausgeprägt war! Dieses Volk also wirft im Laufe ganz kurzer Zeit seine angestammte Religion rücksichtslos über Bord und ergibt sich restlos und definitiv dem Modernismus seines Führers! Allerdings erheben sich in der Türkei heute nicht wenige Stimmen, die auch gegenwärtig noch am Islam festhalten wollen als der für sie einzig möglichen und angemessenen Religion. Es wurden sogar Äußerungen vernommen, die antireligiöse Haltung der Türkei sei allein Atatürks Einfluß zuzuschreiben und werde nach seinem Ableben verschwinden. Atatürk ist jetzt tot. Jedoch betont sein Nachfolger Ismet İnönü, er werde in jeder Hinsicht der von seinem Vorgänger ein-

geschlagenen Linie folgen. Was nun werden wird, muß man abwarten, Sicherlich wird in der religiösen Frage nicht das Andenken an einen Verstorbenen, sondern die künftige Gesamthaltung des Volkes maßgebend sein.

Für manche Leser dürfte es nicht ohne Interesse sein, an dieser Stelle etwas Näheres über die Religion und Weltanschauung Atatürks — die ja gegenwärtig, wie erwähnt, für weite Kreise des türkischen Volkes richtungweisend geworden ist — zu vernehmen. Mustapha Kemal war, wie bekannt, der Erretter seines Volkes nach dem Weltkriege aus höchster Not. Als die Engländer, Franzosen, Italiener und Griechen sich siegesgewiß in das Erbe der Türkei teilen wollten, wurden sie von den Türken unter Kemals Führung zurückgedrängt, zum Teil geschlagen, jedenfalls zum Frieden und völligen Verzicht gezwungen. Seitdem galt Kemal als der große Glaubensheld, als der türkische Messias, den Gott selbst seinem Volke in seiner größten Bedrängnis gesandt hatte. Auch hob er selber bei jeder Gelegenheit hervor: „Gott ist mit uns im heiligen Kampf um unsere Unabhängigkeit.“ Später hat er freilich seine religiöse Einstellung während des Freiheitskampfes als einen Kompromiß, ein Zugeständnis an die damalige Volksstimmung gekennzeichnet. Wie er in Wirklichkeit dachte, geht zum Beispiel hervor aus den Memoiren der türkischen Schriftstellerin Halidé Edib, die in ihrem Buch „The Turkish Ordeal“ (S. 189) Kemal nach erungenem Siege folgende Worte in den Mund legt: „Ihr laget in Ketten und waret von Vernichtung bedroht. Ich habe euch errettet. Fallt nieder und betet mich an, indem ihr euren Gott, eure Vergangenheit und euch selbst vergeßt.“ Halidé Edib mußte wohl über das innere Leben Kemals gut unterrichtet sein, da sie das „klösterliche“ Leben der ersten Zeit in Ankara mit ihm geteilt hat. Diese Worte, die Kemal gebraucht haben soll, erscheinen vielleicht manchem als absurd und entsprechen auch im allgemeinen dem Wesen Atatürks nicht, insofern er immer bemüht war, ehe er seine geplanten Maßnahmen durchführte, das Volk von ihrer Zweckmäßigkeit zu überzeugen und auch, soweit möglich, dessen Wünsche zu erfüllen, also nicht despotisch zu regieren nach Art der früheren türkischen Sultane. Als einziges Ziel galt ihm das Wohl des Volkes. Alles andere war ihm nur Mittel zum Zweck — so auch die Religion. Er bediente sich ihrer Kräfte bei der Befreiung vom fremden Joch; jedoch nachher, bei dem von ihm durchgeführten neuen Staatsaufbau, betrachtete er sie lediglich als hinderlich. Weder ein reformierter Islam, wie er von einigen türkischen Kreisen befürwortet wurde, noch der Mischglaube eines Mannes wie des vorher erwähnten türkischen Dichters Zia Gök Alp, eines charakteristischen Vertreters der islamischen politischen Reformbewegung, schien ihm das Richtige zu sein, das er für seine Ideen brauchte. Hauptsächlich aber erblickte er in dem weiteren Fortbestand der unbedingten Herrschaft des orthodoxen Islam — der den Anspruch auf absolute Beherrschung des

ganzen Staates wie des Lebens der einzelnen Gläubigen erhebt — keine Möglichkeit einer gedeihlichen Zusammenarbeit. So ging denn sein Bestreben, bald nachdem er zur Macht gelangt war, dahin, die Religion unter die Aufsicht und den Schutz des Staates zu stellen, sie aber gänzlich aus der Öffentlichkeit zu verdrängen in die Moschee; dort konnte der fromme Moslem ungehindert seine religiösen Gefühle und Bedürfnisse befriedigen! Wie ernst es Atatürk mit seinen geplanten Maßnahmen war, bewiesen bald einschneidende Verordnungen: zuerst wurde vor allem das Khalifat beseitigt, das bereits seit etwa 1300 Jahren als oberste geistige Regierungsbehörde bestanden hatte. Schon der Prophet selbst hatte, wenn er Medina verließ, einen Stellvertreter eingesetzt, der in seiner Abwesenheit den Kultus leiten sollte; das war eben der Khalif. Er hatte auch allein das Recht, die heiligen Stätten zu schirmen und den Heiligen Krieg, den Dschihad, zu erklären. Die Bedeutung des Khalifats lag in erster Linie darin, daß er die unbedingte Einheit und Zusammengehörigkeit der ummatu-l-islam, das heißt der Weltbrüderschaft des Islam, in der Person des jeweiligen Khalifen darstellte. Das Gebet des Islamiten für den Khalifen erfolgte am Freitag, dem mohammedanischen Feiertag, gleicherweise von den eisigen Steppen der Mongolei und Sibiriens bis zu den tropischen Sundainseln und dem glühend heißen Inneren des schwarzen Erdteils, soweit der Prophet verehrt wurde. Durch die Maßnahmen Atatürks war die Welt des Islam mit einem Schlage ihrer Einheit beraubt! Eine Welle der Empörung ging durch sie hindurch. Jahrtausendalte Streitigkeiten, wie die tiefgehende Differenz zwischen Sunniten und Schiiten, traten jetzt zurück; es ist höchst bezeichnend in dieser Frage, daß zum Beispiel die indischen Mohammedaner, die zum Teil Schiiten sind, am meisten sich mit dieser Sache befassen. Es klingt fast wie ein Treppenwitz der islamischen Religionsgeschichte, daß sie zuerst niemand anders als Kemal selbst zum Khalifen vorschlugen! Freilich hatte er, wie oben erwähnt, den Befreiungskrieg im Namen der Religion geführt und war deshalb im Volke als Ghazi, das heißt Glaubensheld, verehrt worden. — Die Khalifatsfrage ist seit 1924 nicht zur Ruhe gekommen. Am meisten Aussicht, künftighin Khalif zu werden, hat wohl jetzt, nach dem Tode König Fuads von Ägypten, des bisher ersten Anwärters auf diese Stellung, Ibn Saud, der ungekrönte Beherrscher Arabiens, der ja auch de facto bereits Besitzer und Beschützer der heiligen Stätten ist (siehe unten). Freilich wird von manchen Kennern der heutigen Verhältnisse im nahen Osten auch der Nachfolger Fuads, der junge König Faruk von Ägypten, als voraussichtlicher künftiger Khalif genannt.

Doch kehren wir zu Atatürk und seinen Maßnahmen zurück. Er setzte ferner an die Stelle des bisherigen Ministeriums für religiöses Recht und fromme Stiftungen ein „Amt für Religionsangelegenheiten“, das immer mehr an Bedeutung verlor; der Religionsunterricht an den Schulen wurde nach und nach gänzlich beseitigt; die höheren Schulen an den Moscheen

wurden aufgehoben, desgleichen die theologische Fakultät, aus der dann, wegen mangelnder Hörerschaft, ein unbedeutendes „Islaminstitut“ gemacht wurde. Ebenso einschneidend waren die Veränderungen im Rechtswesen: die religiöse Eidesformel wurde für „unmodern“ erklärt, das ganze religiöse Recht als „überflüssig“ und schädlich abgeschafft; es habe dem Bestreben der fremden Mächte nach Erhaltung ihrer Privilegien Vorschub geleistet, so wurde erklärt. An die Stelle des religiösen Rechtes trat das Schweizer Bürgerliche Gesetzbuch. Die Pflege der Religion sollte zwar auch künftighin de jure Aufgabe des Staates sein, wie gesagt wurde; aber in Wirklichkeit sah es nicht so aus. Das Staatsoberhaupt kümmerte sich nicht einmal um die Einhaltung der bekannten fünf Gebote des Islam; er betrat nach 1924 keine Moschee mehr! Er wollte eben, wie er selbst verkündete, sein Volk „in die modernste Nation verwandeln“. Darum mußte vor allem das Volk „aufgeklärt“ werden.

Kemal war freilich nicht unbedingt irreligiös, wie schon der Umstand beweist, daß er den Koran zum besseren Verständnis für das Volk ins Türkische übersetzen ließ. Auch er glaubte an ein höheres Wesen und erkannte das Recht und Bedürfnis des Menschen an, sich mit seinen Anliegen an Gott zu wenden; jedoch meinte er, dies brauche nicht nach feststehenden Formeln zu geschehen. Nach der sehr gut unterrichteten italienischen Zeitschrift „Oriente moderno“ (1938) hat er einmal erklärt: „Die Moscheen sind nicht dazu bestimmt, daß wir dort niederknien und wieder aufstehen, ohne uns einander in die Augen zu sehen, sondern zur Erfüllung der Kultusgebote und auch zum Nachdenken darüber, was man in den Fragen dieser Welt tun muß, das heißt, um sich gegenseitig zu beraten.“ In derselben Zeit äußerte er ein andermal: „Das türkische Volk muß noch religiöser werden im Sinne einer größeren Einfachheit. In meiner Religion gibt es nichts, was der Vernunft und dem Fortschritt widerspricht.“ In einer großen historischen Rede gab er sein religiöses Ideal mit folgenden Worten zu erkennen: „Wir wollen durchaus nicht leugnen die Schönheit des Gedankens einer ‚Weltbundesregierung‘, deren Errichtung zur Folge hätte, daß die Erfahrung, das Wissen und Denken der ganzen Menschheit höher und vollkommener würden, daß unter Verzicht auf das Christentum, den Islam und den Buddhismus eine vereinfachte und jedermann verständliche, weltumfassende, reine und fleckenlose Religion geschaffen würde und daß die Menschen begriffen, in welchem Jammertal sie bisher lebten inmitten ihrer Streitigkeiten und Schändlichkeiten, ihrer groben Wünsche und Gelüste, und sich entschlossen, alle Ansteckungskeime auszurotten, die Körper und Geist vergifteten“ (Mustapha Kemal, Die nationale Revolution, verbesserte Übersetzung, S. 246). Natürlich erkannte Kemal auch, daß die Zeit für eine solche (etwas utopistische) Zukunftsreligion noch nicht reif sei; so galten ihm alle derzeitigen Religionen höchstens als eine Art Notbehelf; die Beschäftigung mit ihnen

könnten nur reiche Nationen sich erlauben (?). Als seine Hauptaufgabe sah er es an, seinem Volke zu wirtschaftlichem Fortschritt und damit zu einem besseren Leben zu verhelfen. — Atatürks Geist lebt in seinem Volk auch nach seinem Tode fort. Die von ihm gegründete „Republikanische Volkspartei“ hat ihn zu ihrem „ewigen Führer“ ernannt. Auch die jetzigen Leiter des türkischen Staates, besonders der Staatspräsident Ismet İnönü, sind von seinem Geist beherrscht. Grundlegende Änderungen der eingeführten Reformen sind deshalb in der nächsten Zeit wohl kaum zu erwarten. Daß freilich auch andere Strömungen im türkischen Volke vorhanden sind, wurde schon oben erwähnt.

Im übrigen ist es ganz unverkennbar, daß das türkische Reich seit dem Ende des Weltkrieges und unter der Herrschaft Atatürks einen gewaltigen geistigen Aufschwung und Aufstieg genommen hat. 1928 wurde durch eine Verordnung Kemals die traditionelle arabische Schrift durch die lateinischen Schriftzeichen verdrängt. Damit fiel eine der Hauptschwierigkeiten im geistigen Austausch des türkischen Orients mit dem Abendlande. Gleichzeitig erfuhr die Erlernung der Schriftzeichen für die breite Masse eine erhebliche Erleichterung. Die Kenner der Türkei bezeichneten damals den Versuch Atatürks, sein Land auf dem Wege über die lateinische Schrift in den westlichen Kulturkreis einzugliedern, als ein kühnes, in seinem Ausgang höchst ungewisses Experiment. Aber die Energie des Schöpfers der neuen Türkei brachte in einem Jahrzehnt zustande, was Jahrhunderte nicht vermocht hatten. Ein Volk von Analphabeten — nahezu 80 % des türkischen Volkes konnten bisher überhaupt nicht schreiben — lernte das gesprochene Wort zu Papier zu bringen. Heute ist die lateinische Schrift der ganzen Nation bereits in Fleisch und Blut übergegangen. Übrigens wurde auch die türkische Sprache von den überreich vorhandenen Lehnwörtern gereinigt. Der gregorianische Kalender und das Dezimalsystem wurden eingeführt. — Nach einer der letzten Verordnungen Kemals ist jetzt auch in den türkischen Bazaren das Handeln und Feilschen verboten. Selbst im großen Bazar von Istanbul gibt es nur noch feste Preise! Auch das Straßenbild hat durch das Fehlen der in Lumpen gehüllten Bettlergestalten eine gewaltige Veränderung erfahren. Jedermann auf der Straße, der in seinem Beruf mit der Öffentlichkeit in Berührung kommt, vom Schuhputzer bis zum Zeitungsverkäufer, muß sauber gekleidet und im Besitz von anständigen Schuhen sein!

Vor allem ist auf dem Gebiet des gesamten Bildungswesens eine bedeutende Neugestaltung festzustellen. An die Universität in Ankara wurden tüchtige Professoren, auch aus Deutschland, berufen. In allen Dörfern, auch den entferntesten, werden Schulen eingerichtet; in der neuen Hauptstadt sind schöne, moderne Bildungsstätten, meist Internate, entstanden, wo Knaben und Mädchen außer in den Wissenschaften auch sportliche Erziehung erfahren. Der „Ghazi“ selbst hat sich auf zahlreichen Reisen

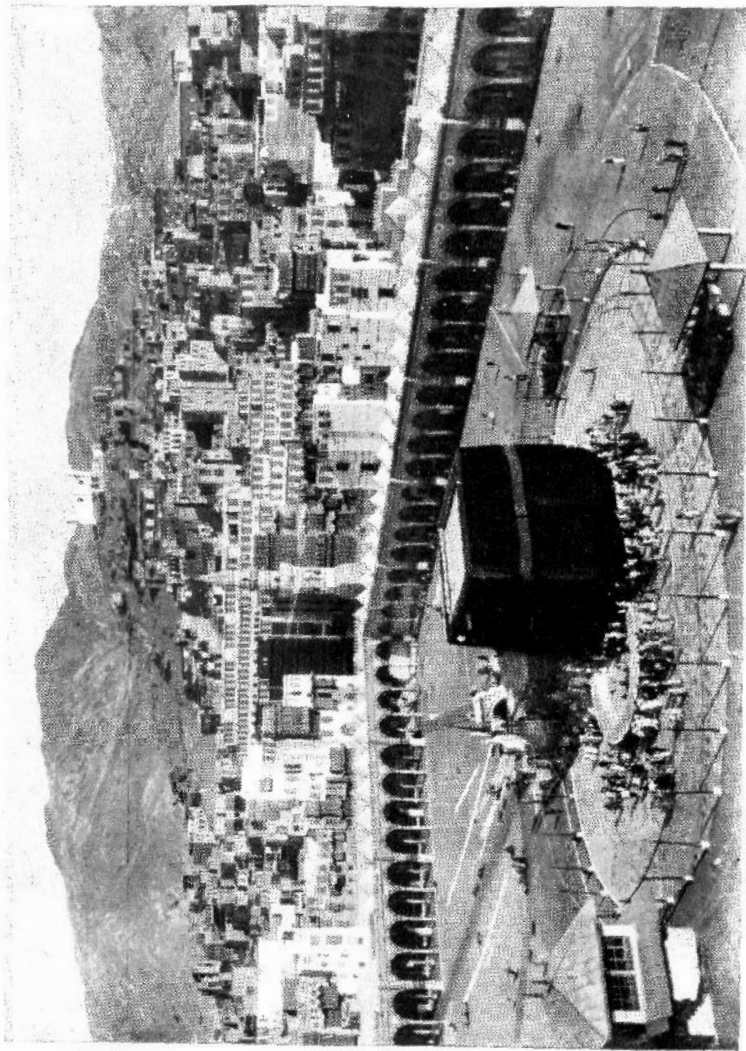
von der Ausführung seiner Neuerungen und ihrem Erfolge überzeugt. Die Volksgesundheitspflege wird weit mehr als früher berücksichtigt. Auch die Presse, die Literatur, die Musik — alle Gebiete des geistigen Lebens sind von der Neuordnung erfaßt worden. „Überall in der Türkei bekommt man jetzt einen lebendigen Eindruck vom wunderbaren Wandel, der sich in einem ziemlich kurzen Zeitraum durch die rastlose Tätigkeit des Holzhändlersohnes aus Saloniki vollzogen hat.

Und nun das Kapitel: die türkische Frau! Ein Fremder, der jetzt Istanbul oder Ankara besucht, würde erhebliche Mühe haben, einen Unterschied zwischen der Frau des Ostens und der Türkin wahrzunehmen. Man sieht die Frauen dort sich völlig frei, ohne den entstellenden Schleier, bewegen, auf der Straße und an den öffentlichen Verkehrsstätten; sie arbeiten in denselben Berufen wie unsere Frauen, in der Fabrik, in der Schule, an Postschaltern, in Banken und Büros. Sie machen an den höheren Schulen 25 % der Studierenden aus und besuchen nach der Abschlußprüfung die Universität, auch im Auslande. In den Gemeindewahlen im Jahre 1938 durften die Frauen zum ersten Male in der Geschichte des türkischen Volkes von dem ihnen zuerkannten Wahlrecht Gebrauch machen! Auch dieses letzte Ziel in dem Streben nach Gleichberechtigung mit den Männern haben sie damit erreicht. — In dem Buche „Die türkische Frau“ von Nazihe Muhittin lesen wir: „Die Frau, die gestern nicht reden durfte, weil es als Sünde empfunden wurde, läßt heute im Theater ihre Stimme hören. Gestern bestand die einzige Arbeit der Frau darin, in der Küche zu kochen und ihr Kind zu pflegen; heute stehen ihr die Türen zu allen Seiten des Lebens weit offen. Gestern suchte eine Frau den Arzt nur mit Scham auf und mit dem Gefühl, daß sie eine Sünde begehe; heute ist sie selbst Ärztin geworden. Sollte gestern eine türkische Frau vor Gericht einige Worte der Verteidigung sprechen, erlebte sie, und der Schweiß rann unter ihrem dichten Schleier; heute sitzt sie selber als Richterin im Gerichtshof. Gestern galt die Frau nichts vor dem Gesetz; heute hat sie fast alle zivilen Rechte des Mannes.“

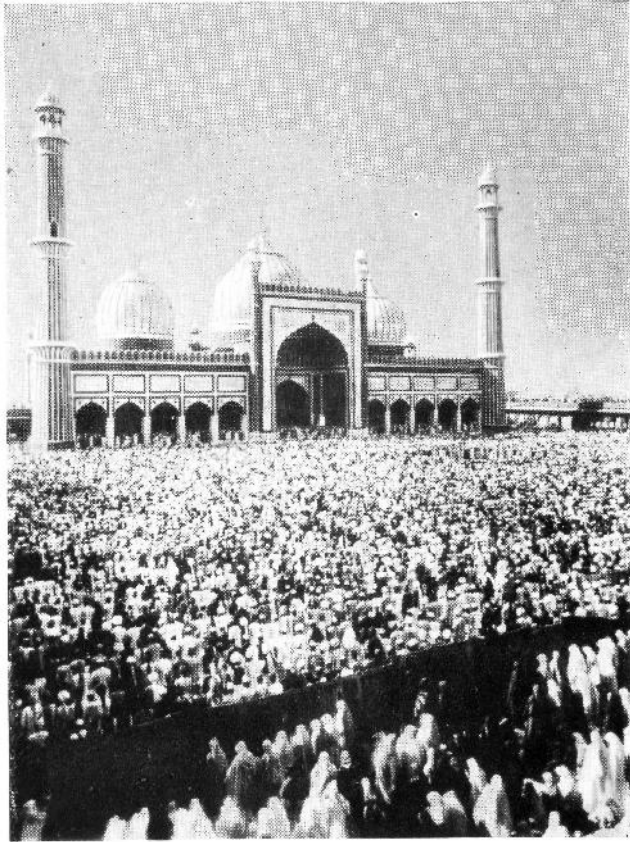
In Ägypten hat die Emanzipation der Frau ebenfalls Fortschritte gemacht. Hier bildeten sich bald nach dem Weltkriege Frauenvereine, die auch eigene Zeitschriften (wie die „Egyptian Gazette“) herausgaben. Darin wird viel geschrieben von der Freiheit der Frau, die nicht mehr als Sklavin des Mannes angesehen werden will. In hohem Maße wird auf die Mädchenschulbildung Wert gelegt. Schon seit 25 Jahren ist in diesem Sinne ein besonderer Verein tätig. Das Erziehungsgesetz vom Jahre 1923 berücksichtigt ausdrücklich auch die Mädchen. Einer Frau ist die gesamte weibliche Schulaufsicht anvertraut. Junge Mädchen wurden (bis 1939) zum Studium auf Staatskosten nach England geschickt. Die Polygamie wird wenigstens in den höheren Bevölkerungsschichten immer seltener; in den größeren Städten tragen, wie auch in der Türkei, die Frauen vielfach keinen Schleier

mehr. Ein hoher ägyptischer Beamter, Kasim Beg Amin, schrieb zu Anfang des Jahrhunderts von der Frauenbewegung: „Solange die Sitte der Abgeschlossenheit der Frau fortbesteht, ist ein wirklicher Fortschritt ausgeschlossen; denn sie wird dadurch nicht nur erniedrigt, sondern auch gesundheitlich und moralisch geschädigt. Das gegenseitige Mißtrauen verletzt auch die Würde des Mannes... Unser erstes, unser einziges Ziel muß die Hebung und Bildung unserer Frauen sein.“ Er erhob vier Forderungen: „Gebt den Frauen Bildung — gebt ihnen Freiheit in ihrem Denken und Handeln — gebt der Ehe ihre Würde, indem ihr die gegenseitige Neigung von Mann und Frau voraussetzt; dies ist aber nur möglich, wenn sich die beiden schon vor der Heirat kennenlernen — verbietet die Vielweiberei durch ein Gesetz.“ Die Einsicht in die Vernünftigkeit und unerläßliche Notwendigkeit dieser Grundforderungen für die Hebung des allgemeinen Frauenniveaus im Islam beginnt sich jetzt auch in Ägypten durchzusetzen.

Das dritte Land, das in dieser Bewegung voransteht, ist Indien. Hier ist die Führerin die einzige mohammedanische Regentin der Jetztzeit, die Begum von Bhopal, einer Provinz in Mittelindien mit etwa einer halben Million Einwohner. 1918 hielt der „Bund indischer Mohammedanerinnen“ in Lahore seine fünfte Jahreskonferenz ab, an der etwa 400 Frauen teilnahmen. Der eine Vortrag, den die Begum selbst hielt, befaßte sich mit der europäischen Bildung und ihrem ungünstigen Einfluß auf die indische Frauenwelt. Am Schluß bat die Rednerin, man möge sie nicht falsch verstehen: sie sei durchaus nicht gegen eine höhere Frauenbildung, aber sie verstehe darunter, daß jede Islamitin vor allem ihre Religion richtig kenne, ihren häuslichen Pflichten nachkomme und die Gesundheit ihrer Kinder zu behüten imstande sei; auch müsse jede Frau etwas wissen von der Geschichte und den Sagen ihres Volkes. „Treue gegen das Vaterland und Begeisterung für ihre Religion muß zu ihren Tugenden gehören, und diese Art von Bildung müssen wir uns auf unsere Weise aneignen.“ Die Fürstin verlangte gleichzeitig die Gründung einer Frauenuniversität, die dann auch wirklich in Aligarh wenigstens als höhere Frauenschule zustande kam. Auf den indischen Frauenkonferenzen wurde regelmäßig auch die Frage der Polygamie behandelt. Zahlreiche Stimmen dringen auf ihre Abschaffung. Allmählich beginnt auch in Indien sich eine höhere Auffassung von der Frau und ihrem Beruf durchzusetzen. Väter besseren Standes geben nicht mehr ihre Erlaubnis zur Verheiratung ihrer Tochter, wenn sie zweite oder gar dritte Frau werden soll. Auch bei den Männern gewinnt die Ansicht von der Unwürdigkeit der Polygamie für einen rechten Mann an Boden. Wie in der Türkei, sind auch in Indien schon Frauen in verschiedenen Berufen beschäftigt: als Lehrerinnen, Pflegerinnen, Ärztinnen, Schriftstellerinnen u. a. Der 1931 verstorbene hochgelehrte indische Moslem Khuda Bukhsch schrieb über die Bedeutung der indischen Frauenfrage folgendes: „Noch vor 40 Jahren mußte sich die Frau, ohne aufzubegehren, Vernachlässigung,



Mekka, Die Kaaba (das Heiligtum der Mohammedaner).



Delhi, Gläubige vor der Moschee.

Zurücksetzung, ja sogar grausame Behandlung von ihrem Mann gefallen lassen; jetzt ist das anders geworden; heute beansprucht die Frau eine bestimmte Stellung in ihrem Haus, die mehr bedeutet als nur die einer Haushälterin, und sie hat dies auch schon erreicht. Häufig üben heute die Frauen einen bestimmenden Einfluß auf die Handlungen ihrer Männer aus und verwalten sogar oft die Kasse. Mag auch die Bildung bei den Frauen noch recht unvollkommen sein, sie gewinnen doch allmählich mehr und mehr Boden. Es ist möglich, daß in nicht allzu ferner Zukunft die Frauenfrage in Indien ebenso brennend wird wie in den Ländern des Westens... Wo aber die Vielweiberei noch herrscht, die ja in der moslemischen Religion verankert ist, liegt die wirkliche Befreiung der Frau noch in ferner Zukunft. Eine ideale Auffassung der Ehe ist bei der Vielweiberei nicht möglich, man braucht nur ein europäisches und ein indisches Heim zu vergleichen, um den Unterschied zu erkennen. Im Westen ist die Frau die Gefährtin und Freundin des Mannes und braucht nicht wie die Frau des Ostens ihr Leben in fortwährender Angst vor einer Nebenbuhlerin zu verbringen, die ihr die Gunst ihres Mannes rauben kann.“

Auch in Persien beginnt jetzt die Frauenwelt zu erwachen (vgl. oben). In Arabien kündigen sich, wenn auch erst leise, die Zeichen einer neuen Zeit an. Unter den 40 Millionen Mohammedanern auf Java wurde eine malaisische Fürstentochter, Raden Adjing Kartin, die Bannerträgerin der dortigen Frauenemanzipation mit ihren Briefen „von der Finsternis zum Licht“. Sie starb freilich schon mit 25 Jahren, aber rasch ging ihre Saat auf. Auf Java, Sumatra und Celebes entstanden Frauenvereine zur Förderung der Erziehung und der Errichtung von Mädchenschulen.

Eine absterbende oder gar abgestorbene Religion ist nicht mehr fähig zur Bildung von Reformen, die eine aus ihrem ursprünglichen Geist entstandene, weite Schichten der Religionsgemeinschaft ergreifende innere Erneuerung zur Folge haben. Jedoch der Islam besaß und besitzt die Kraft dazu. Auch in ihm standen geistesmächtige Männer auf, die ein Neues schufen und große Volksmassen mit sich rissen. Die Beweggründe dazu konnten verschiedener Art sein: bald besann man sich auf die alte Form der Religion und die Bräuche und Sitten der Väter, bald fühlte man das Verlangen und die Notwendigkeit, die Religion oder wenigstens die religiösen Vorstellungen und Glaubenssätze der modernen Zeitströmung stärker anzupassen; bald waren es rein religiöse, bald auch nationale Motive. Dieses Streben konnte sich in konservativem, aber auch in fortschrittlichem Sinne äußern. Ähnliche Erscheinungen finden wir ja auch in der Geschichte des Christentums, besonders zur Zeit der Reformation.

Ein kraftvolles, bewußtes Zurückgehen auf den Ursprung und alten Geist des islamischen Glaubens stellt der Wahabismus, die wahabitische Bewegung dar, deren Geburt bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts im inneren Arabien erfolgte. Dort entwickelte sich ein neuer Puritaner-

staat, der viele ganz analoge Züge mit dem calvinistischen Gottesreich in Genf aufweist. Sein Begründer war Mohammed Ibn Abd-el-Wahab (daher „Wahabiten“), der als ein „Calvin der Wüste“ eiferte gegen die Laster des Trinkens, des Rauchens, der Sinnlichkeit und des Wohllebens, der mit leidenschaftlicher Strenge alle Genußmittel verbot, jeden Luxus, ja jede Äußerung der Lebensfreude, sogar den einfachen Gesang und Hochzeits-tanz. Der „Wahab“ drohte jedem Mohammedaner die ewige Verdammnis an, der sich an Wein, Opium oder Kaffee (!) ergötze, der eine Heirat oder ein Begräbnis mit einem Festschmaus feiere; nur durch strengste Enthalt-samkeit von allen Genüssen könne Allahs Zorn besänftigt werden. Auf dogmatischem Gebiet wurden alle nach Mohammed entstandenen Neue-rungen abgelehnt; so die Heiligenverehrung, das Rosenkranzbeten, ja sogar im Prinzip die Erbauung heiliger Stätten, Moscheen und Minarets; ander-erseits wird auch jeder Versuch, den Propheten über Menschenmaß hinaus-zuheben oder ihm gar eine Art Mittlerstellung zwischen Gott und Menschen zuzugestehen, abgewiesen. Man brauche keinen Mittler zum Verständnis der Offenbarung, völlig hinreichend sei das eifrige Studieren des Korans und die Beachtung der Vorschriften des Gesetzes Mohammeds. So säuberten die „Reiniger des Islam“ überall, wo sie erschienen, die Moscheen von allen Bildern und Schreinen und den Gottesdienst von jedem künstlichen, un-nötigen Beiwerk. Sie zerstörten 1801 in dem schiitischen Wallfahrtsort Kerbela, südlich von Bagdad, die heiligen Schreine, und als 1804 auch Mekka und Medina in ihre Hände fielen, wurde diese Säuberung sogar hier fortgesetzt; das prachtvolle Grab des Propheten und die Minarets mehrerer Moscheen in Medina wurden rücksichtslos vernichtet. Es hatte damals eine Zeitlang den Anschein, als sollte die ganze islamische Welt dem Wahab anheimfallen. Das Wahabitenreich, das „zweite Reich“ des Propheten, erstreckte sich um 1808 von der Küste des Roten Meeres und dem Libanongebirge bis zu den Gestaden des Indischen Ozeans. Da trat der Rückschlag ein. Der türkische Sultan beauftragte den Vizekönig von Ägypten, den berühmten Mehemed Ali, mit einem starken Heere die Macht der Wahabiten zu vernichten. Dieser zerstörte in achtjährigem Kampfe das „Gottesreich“. Wahabs Anhänger fristeten seitdem im Inneren Arabiens über acht Jahrzehnte kümmerlich ihr Dasein; sie schienen für immer zur Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit verurteilt; ihre Hauptstadt war El Riad. Erst im Jahre 1901 erstand ihnen ein neuer Führer und Reorga-nisator in der Person des heute aller Welt bekannten Ibn Saud, der das „dritte Reich Allahs“ wiederaufzubauen begann. Er ist zur Zeit der un-bestrittene Herr der arabischen Halbinsel und neben dem verstorbenen Ata-türk wohl der mächtigste und auch im Abendland geachtetste — oder ge-füchtetste Herrscher des islamischen Orients. Näheres über ihn an einer späteren Stelle.

Indes hat der Wahabismus nicht lediglich eine lokale Bedeutung. Sein Einfluß dehnte sich in der Welt des Islam nach Osten und Westen aus, stets mit der gleichen Tendenz einer Reformation von Glaube und Sitte. Bereits zu Anfang des 19. Jahrhunderts entstand in Afrika, am Oberlauf des Niger, ein neues Wahabitenreich mit Sokoto als Hauptstadt, das sich bis zum Jahre 1900 behauptet hat und erheblich dazu beitrug, daß sich heute der Islam über den ganzen Norden von Innerafrika bis zur Westküste erstreckt. — Ein weiteres Missionsgebiet des Wahabismus waren Teile von Vorderindien. Im Hindostan, wo damals der Islam eine verderbliche Verbindung mit dem einheimischen Hinduismus geschlossen hatte, wo die Moslems ihr Leben weitgehend nach hinduistischem Vorbild führten und die Feste der Hindus mitfeierten und ihre Gesetze und Bräuche hielten, wirkte seit 1820 von Patna aus als Reformator Saijid Achmed. Im Pandschab gründeten seine Anhänger ein neues Reich und riefen dort zum Dschihad, zum heiligen Krieg, auf gegen die Sikhs. Diese erwiesen sich jedoch als die Stärkeren und zerstörten das „Reich des Krieges“, Daru il Harb. Nach dem Jahre 1830 bemächtigten sich die Engländer auch des Pandschab. Aber das Missionswerk Saijid Achmeds erfuhr trotzdem seine Fortsetzung. Der Wahabismus behauptete sich in Indien in mehreren Sekten. Eine der fanatischsten ist die der Farazi. — Auch auf holländischem Kolonialboden, in Sumatra, trat der Wahabismus kämpferisch auf den Plan seit 1803. Der Glaubenskrieg nahm hier bald einen recht grausamen und wilden Charakter an. Von 1821 an mußte die holländische Regierung volle 16 Jahre lang sich gegen die immer wiederholten Angriffe der Wahabiten energisch wehren, bis ihre Kraft erschöpft war.

Noch weit gefährlicher für eine andere europäische Macht erwies sich die Bruderschaft der Senussi in Nordafrika. Die Senussi sind eine islamische Sekte, deren Ursprung zweifellos auf wahabitische Einflüsse zurückzuführen ist. Bei der Eroberung ihrer Kolonie Libyen haben die Italiener bis vor kurzem jahrelang mit dem erbitterten Widerstand dieser Glaubensfanatiker bis aufs Messer kämpfen müssen (siehe unten). Die Senussibruderschaften sind auch sonst überall in Nordafrika von Anfang an ein maßgebender Faktor gewesen, wo es galt, die islamischen Völkerstämme von neuem zum Kampf wider europäische Herrschaftsgelüste aufzurufen. Die Mitglieder der Bruderschaft sind zu unbedingtem Gehorsam gegen die Befehle des Führers verpflichtet. Übrigens haben sie in allen Niederlassungen, die sie auf nordafrikanischem Boden gründeten, in wirtschaftlicher Hinsicht vorbildliche Arbeit geleistet und der Bevölkerung bezüglich besserer Bebauung des Bodens und Bewirtschaftung der Oasen wertvolle Dienste getan. Als Handwerker sind sie allein lebend in ganz Nordafrika zu finden. Ja ihre Sendboten waren auch auf asiatischem Boden tätig, in Arabien und bis zu den indischen Inseln. An allen Orten waren sie eifrig bemüht, den Widerstand der Islamiten gegen alle Einflüsse der

europäischen Zivilisation im offenen oder versteckten Kampfe zu stärken. Missionarisch wirkten sie sehr erfolgreich im Sudan bis an das Gestade des Tschad-Sees. Um der Oberhoheit des Khalifen aus dem Wege zu gehen, verlegten sie ihren Wirkungsbereich hauptsächlich nach dem Süden; ihre Zentrale waren hier die Kufra-Oasen, besonders die Oase Dscharabub; sie beherrschten sämtliche libyschen Oasen. Die bislang stets in Fehde liegenden Wüstenbewohner fanden nun ihre friedliche Vereinigung unter ihrer Herrschaft. Sie brachten den Handel in Libyen zum Aufblühen, indem die Handelsgüter des Südens ausgetauscht wurden gegen Erzeugnisse, die von den nördlichen Küstenstädten kamen. — Als Italien im Jahre 1911 den Angriff auf Tripolis unternahm, traten die Senussi sofort ohne Besinnen auf die Seite des türkischen Sultans als treue Bundesgenossen im Kampfe gegen die Ungläubigen. Mit Enver Bey, der im Auftrage der Pforte in Libyen weilte, schlossen sie ein Bündnis und verpflichteten sich eidlich zu unablässigem Kampfe gegen die Christen, so lange noch ein Italiener auf libyschem Boden stände. Sie setzten ihren Widerstand gegen die Fremdherrschaft noch lange fort, als schon zwischen Rom und Istanbul Frieden geschlossen war. Bei Beginn des Weltkrieges eröffneten die Senussi den Kampf nach zwei Seiten hin: gegen Italien in Tripolis und gegen England an der Grenze Ägyptens. 1916 einigte sich die englische Regierung mit ihnen auf einer Grenzlinie, die etwa der jetzigen ägyptischen Grenze nach Westen hin entspricht. Die Italiener verloren im Kampf gegen die Bruderschaft immer mehr an Boden, und wenn auch ein Angriff auf die Stadt Tripolis fehlgeschlug, so büßten doch die Italiener damals fast die ganze Kyrenaika ein. Nach Kriegsende kam es dann zu einer Verständigung; die südliche Kyrenaika blieb den Senussi. Trotzdem ließen sie nicht nach in ihrem steten Bestreben der Aufwühlung und Aufwiegelung des islamischen Widerstandsgeistes im ganzen italienischen Kolonialgebiet. Mussolini erkannte die von dorthier drohende Gefahr rechtzeitig und eröffnete 1930 unter Grazianis Leitung einen siegreichen Vernichtungskrieg gegen die Senussi, die zu Zehntausenden über die Grenze flüchteten, so daß das Land jetzt auf weite Strecken entvölkert war. Der Orden blieb jedoch unveröhnlich. Viele ausgewanderte Senussi, die zum Teil dicht an der libyschen Grenze in Ägypten wohnten, gaben sich bis zum Eintritt Italiens in den Krieg (1940) die größte Mühe, die feindliche Gesinnung gegen das italienische Regime nicht einschlafen zu lassen. Tatsächlich ließen die italienischen Wehrmachtsberichte bis Ende Juni 1940 deutlich erkennen, daß sich die erbittertsten Kämpfe bis dahin an der ägyptischen Grenze abgespielt hatten. Der angesehene Nahostfachmann Antonio Lavato berichtet, daß die Engländer in Sidi el Barani an der libyschen Grenze bereits am Tage nach dem Kriegseintritt Italiens eine große Versammlung von Anhängern der Senussi, Flüchtlingen aus Libyen und in britischem Sold stehenden Abessinern veranstaltet haben, in der englische Agenten verkündeten, die

libysche Oase Dscharabub, der alte Sitz der Senussi, würde in dem von England angeführten „Befreiungskrieg“ der mohammedanischen Welt zurückgegeben werden. In dieser Oase würde sodann unverzüglich der heilige Krieg des gesamten Islam gegen Italien ausgerufen werden. Zu dem Gerede vom heiligen Krieg stellte Lavato fest, daß heute die national-arabischen Kräfte (vgl. oben) weit mächtiger seien als der Einfluß der von London bestochenen Paschas. Der heilige Krieg des Islam könne überdies allein vom Hüter der heiligen Stätten proklamiert werden; Ibn Saud aber zeige nicht die geringste Neigung, gegen das befreundete Italien zu kämpfen.

Ein ganz anderes Gesicht als der Wahabismus zeigt eine zweite islamische Reformbewegung, die auf persischem Boden, also im schiitischen Gebiet, sich auftrat: der Babismus. Hatte der Wahabismus ausschließlich in der fanatischen, bedingungslosen Abwehr gegen alle abendländischen Einflüsse, mithin auch gegen das Christentum verharret, so schien die Richtung des Bab eine Zeitlang sogar Hoffnung zu erwecken auf eine Christianisierung des Islam durch ihre Verinnerlichung der religiösen Vorstellungen sowie durch ihre in mancher Hinsicht der christlichen Religion sich nähernde Ethik. Einer ihrer ersten Grundsätze ist Toleranz gegen Andersgläubige — ganz im Gegensatz zur Lehre Mohammeds und auch zu den Prinzipien des Wahab. „Wir sehen jeden als Bruder an und lieben auch unsere Feinde, wie die Sonne über Böse und Gute scheint“, erklärte ein bedeutender Lehrer dieser Richtung einem deutschen Theologen. Diese Duldsamkeit berührt angenehm in ihrem Verkehr mit Menschen anderen Glaubens. Sie gewähren auch der Frau eine hohe Stellung; die Frauen tragen keinen Schleier und haben Zutritt zu Männerversammlungen. Auch die Kinder werden wesentlich anders und besser erzogen als sonst im Islam, entsprechend dem Geist ihres Stifters und seinen hohen und edlen Worten über die Kinder. Im Jahre 1844 nämlich trat der jugendliche Mirza Ali Mohammed in seiner Vaterstadt Schiras in Persien auf als der verheißene „Zehnte Imam“, die Wiederverkörperung des göttlichen Geistes. Er nannte sich „El Bab“, das heißt „die Pforte“, durch die allein die Menschheit zu Gott eingehen könne. Auch er wollte ein „neues Reich“ herbeiführen, gerade wie Wahab in Arabien, in dem „der Geringste unter den Armen den Emiren in allem gleich sein wird, da alle Menschen ihre Habe untereinander teilen und weder Arme noch Reiche mehr sein werden“ — also sozialistisch-kommunistische Ideen! Im neunten Jahrhundert war der letzte direkte Nachfolger des Propheten gestorben, und seitdem war die Hoffnung auf die Wiederkehr des „Zehnten Imam“ im Islam nicht mehr zur Ruhe gekommen. Jetzt verbreitete sich im ganzen Zentrum und Norden des persischen Reiches der Glaube, der Beginn des Weltendes und der neue Erlöser seien erschienen. Eine gewaltige Revolution gegen die verlotterte und verrohte Regierung flammte empor; die fanatischen Rebellen lieferten den Truppen des Schah

blutige Schlachten. Währenddem verharnte der Bab in völliger Zurückgezogenheit, ließ sich sogar ohne Widerstand verhaften und in Täbris vor Gericht stellen. Er wurde, erst 30 Jahre alt, zum Tode durch Erschießen verurteilt (im Jahre 1850), und zahlreiche seiner Anhänger traf das gleiche Geschick. Tausende von Männern, Frauen und Kindern brachten freudig dem Bab ihr Leben zum Opfer. Täglich gingen Scharen von Gefolterten, denen ihre Peiniger brennende Dochte in die Wunden gesteckt hatten, trotz ihrer Schmerzen mit siegessicherem Lächeln singend zur Richtstätte. Sie starben mit dem Jubelruf: „Wir kommen von Gott und kehren durch die Pforte (Bab) zu ihm zurück.“ „Denn“ — sagten sie — „wenn der Bab spricht, spricht Gott, weil der Bab selbst Gott ist.“ Der Bab ist „die gespiegelte Sonne auf Erden, die Gottheit, die unzugängliche, unveränderliche Sonne vor und über der Welt“. — Indes trotz aller Unterdrückungsversuche dauerte die babistische Bewegung an und behielt ihre Kampfkraft.

Unter den Nachfolgern des Bab kam es zu einer Spaltung der Babisten. Sein Stiefbruder nämlich trat als sein Rivale auf und behauptete, der wiedergekehrte „Zehnte Imam“ (siehe oben) zu sein, und fand auch Anhänger. Die Mitglieder beider Richtungen kämpften erbittert. Der zweite Bab wurde mit seinem Anhang nach Zypern verbannt, während sein Gegner Baha Ullah nach Akkon in Palästina ins Exil wandern mußte. Er allein führte die Bewegung weiter, da sein Halbbruder früh und einsam starb. Er war jetzt allgemein anerkannt als das Haupt des „Behaismus“; wie die Bewegung von nun an hieß; freilich blieb er in der Verbannung noch lange Zeit und durfte sich erst 1870 außerhalb der Festung vor der Stadt ansiedeln. Dort starb er im Jahre 1892; sein Grab ward bald zum Wallfahrtsort der Behai. Nach seinem Tode spaltete sich die Sekte von neuem; sein ältester Sohn Abd al Baha baute den Behaismus zur Weltreligion aus durch Abstoßung mystischer Elemente und durch stärkere Betonung des Sozialen in der Ethik. Neben dem Koran wird auch das Alte und Neue Testament anerkannt! Jetzt entfaltete der Behaismus auch einen starken missionarischen Eifer. Er hat jetzt Anhänger in Frankreich, England und Deutschland. In unserem Vaterlande besitzt er in Stuttgart seine geistige Zentrale, hat dort einen eigenen Verlag und hielt hier schon 1926 einen Kongreß ab. In Nordamerika ist die Zahl der Mitglieder besonders groß; hier wurden Abd al Baha sogar christliche Kanzeln zur Verfügung gestellt! Bryan, der bekannte frühere Staatssekretär des Präsidenten Wilson, war gleichfalls ein Anhänger der Sekte; er unternahm mehrere Wallfahrten zum Grabe Baha Ullahs und legte im Weltkriege als Mitglied der Bruderschaft aus religiösen Bedenken sein Amt nieder. Jedenfalls steht so viel fest, daß die Bedeutung des Behaismus für den Orient und Islam als Träger einer reineren Sittlichkeit und edleren Kultur sehr hoch einzuschätzen ist. Für die islamischen Staaten bedeutete er in dem Umbruch nach dem Welt-

kriege einen wertvollen Faktor zur Heraufführung einer neuen Epoche, der des islamischen Nationalismus (vgl. unten).

Der Behaismus wendet sich durch die amerikanische „Gesellschaft für neue Geschichte“ an alle Welt und verspricht dem ungläubigen und unruhewollen Europäer den inneren und äußeren Frieden auf Erden durch Selbsterziehung in allgemeiner Liebe und durch Heranbildung einer neuen Generation vollkommener Menschen und Weltbürger. Ganz ähnlich sind die Ziele einer anderen weitreichenden Reformbewegung des Islam, der Ahmadija-Bewegung. Vernehmen wir die hochtönenden Worte eines ihrer Vertreter: „Das Vorhandensein einer weltumspannenden Bruderschaft ist ein bleibendes Wunder unseres großen Glaubens; wo man mit ihm auch in Berührung kommt, fallen alle künstlichen Mauern zwischen Mensch und Mensch in sich zusammen. . . Ost und West können sich in der Einheit des Islam zusammenschließen.“ So ist das Hauptziel der Bewegung: „Allgemeiner Friede, liebevolles Verhalten und brüderliche Gesinnung und Gemeinschaft sind uns das Wesen der islamischen Botschaft. Bei allem, was wir tun, werden wir von diesen hohen Idealen angetrieben.“ Und woher stammen diese hohen Ideale? Nicht aus neuen Offenbarungen, aus Entlehnung von anderen Religionen wie im Behaismus, sondern „wir sehen die Menschheit an als eine Familie, wie es uns der heilige Koran eingeschärft hat“. Der Koran ist die „einzig sichere, ja die schlechthin unverrückbare Basis“. Nichts Neues sollte geschaffen werden, sondern lediglich ein neues Verständnis der alten Offenbarungstatsachen. Die Wertschätzung des Korans findet ihren Ausdruck in dem Bemühen, das heilige Buch des Propheten möglichst in alle Sprachen der Welt zu übersetzen und es sowohl unter Moslems wie bei den Ungläubigen zu verbreiten. So ist der Koran schon in mehrere europäische und asiatische Sprachen übertragen worden, auch ins Deutsche, Holländische und Englische.

In jüngster Zeit ist eine neue Übersetzung des Korans ins Deutsche erschienen von Maulana-Sadr-ad-din, im Verlag der „Moslemischen Revue“ in Berlin. Es existierten freilich schon vorher solche Übertragungen, aber von Deutschen geschrieben (unter anderem auch von Friedrich Rückert); sie besaßen aber keine genügende Kenntnis von der islamischen Welt. In der oben genannten Erklärung spricht jedoch ein bedeutender Gelehrter aus dem Islam selbst zu uns. Das Werk umfaßt über 1000 Seiten; der Verfasser ist auch aus der Ahmadija-Bewegung hervorgegangen, und zwar aus der gemäßigten, der sogenannten Lahore-Gruppe. Er ist offensichtlich von der Schönheit und alleinigen Wahrheit seines Glaubens voll überzeugt und unternimmt in diesem Buch den ernstlichen Versuch, sein Bekenntnis auch dem modernen deutschen Menschen näher zu bringen und zur Annahme zu empfehlen. Natürlich kann auch er den Angriff auf die christliche Lehre nicht unterlassen; er unterzieht vor allem die Bibel einer wenig freundlichen, ja gehässigen Kritik. Sie wird gegenüber dem Koran als durchaus

minderwertig hingestellt. Schon ihre Sprache fordere dies Urteil heraus. Im Koran spreche Mohammed selbst in seiner (der arabischen) Sprache; das Neue Testament sei aber griechisch geschrieben, in einer Sprache, die Jesus gar nicht gehandhabt hätte. Der Prophet habe seine Offenbarungen und Gesichte sogleich selber aufgezeichnet — womit ihre Richtigkeit und Echtheit bewiesen werden könne; die Evangelien dagegen seien erst lange nach Christi Tode entstanden und könnten daher auf Zuverlässigkeit keinen Anspruch erheben. Im übrigen dürfe man sie überhaupt nicht als Offenbarungen betrachten, sondern bloß als Lebensbeschreibungen Jesu, erfüllt von einzelnen Widersprüchen und nicht frei von Irrtümern. Auch das sonst im Islam mehr angesehene Alte Testament wird hier herabgesetzt. Seine Vorstellung von Gott und seinem Wesen sei menschlicher Art angeglichen. Die im Alten Testament mit menschlichen, oft wenig sympathischen Zügen erscheinenden Gestalten eines Noah, Lot, Abraham, David und Salomo sind hier durchweg ideale Persönlichkeiten, vorbildlich in ihrem Tun und Lassen. Auch die Geschichte von dem Ursprung der Welt hält den Vergleich mit der Schöpfungsgeschichte des Korans nicht aus; letztere beweise eine „tiefer wissenschaftliche Einsicht“. Der Verfasser behauptet sogar, daß die Naturerkenntnis des Korans im Einklang stehe mit den Resultaten der heutigen Wissenschaft! Entdeckungen, die erst seit neuester Zeit gemacht seien, ständen schon seit 13 Jahrhunderten in seinem heiligen Buch! — Der Gott der Bibel (soll heißen: des Alten Testaments) sei nur ein Stammesgott, die Propheten bloß Propheten eines Stammes, des israelitischen — womit implicite gesagt ist, daß der Gott des Islam ein universaler ist. Die Bibel zeige durchaus einen „engen Geist“, der Koran zeichne sich durch seine „Weitherzigkeit“ aus. Vor allem richtet sich die Polemik des Übersetzers gegen die Persönlichkeit des Stifters der christlichen Religion, das heißt gegen die auf ihn bezüglichen christlichen Lehren.

Die englische Übersetzung des Korans umfaßt mehr als 10000 Exemplare. 500 Koranbücher wurden den Bibliotheken in Europa und Amerika als Freiemplare überreicht! Biographien Mohammeds sind in holländischer (für Niederländisch-Indien) und türkischer Sprache herausgekommen. In Berlin, dem deutschen Zentrum der Bewegung, erscheint vierteljährlich die obengenannte „Moslemische Revue“, die, wie auch andere Zeitschriften und ein Teil der Literatur überhaupt, kostenlos versandt wird. So werden die Bildungszentren des Abendlandes energisch bearbeitet. Besonders die Gebildeten sollen gewonnen werden, wie die Wahl der Themen zeigt; zum Beispiel „Der Islam und die Stoa“, „Islam und Sozialismus“, „Die Religion und der Mensch der Zukunft“, „Der Islam und die junge Generation in Europa“. In England erscheint die Zeitung „The Light“, die sich indes mehr an das Volk wendet.

Ein anderes Leitmotiv der Ahmadija (wie im Behaismus) ist die weitgehende Toleranz, und zwar gegen alle Moslems sowohl wie gegen Anders-

gläubige. „Wir treten dafür ein, daß jeder, der sich zu dem Glaubenssatz des Islam bekennt, unser Bruder im Glauben ist, gleich zu welcher Schule er gehört.“ Sie bekämpfen dagegen „ein engstirniges Sektierertum“. Also: allgemeine Glaubensgemeinschaft aller Islamiten, solidarischer Zusammenschluß gegen alle Nichtgläubigen. Im besonderen lehnen sie ganz allgemein das moderne Christentum geradezu ab (siehe oben); seine Lehre entbehre der vernünftigen Grundlage, seine Moral stehe nicht höher als die anderer Religionen, seine Bekenner huldigten sogar allen möglichen Lastern, der Trunksucht, der Spielwut und sexuellen Ausschweifungen. Das Christentum habe dem zersetzenden Geist, der zum Atheismus führe, selbst den Weg bereitet, desgleichen dem Skeptizismus, der keine Offenbarungen gelten lassen wolle; die moderne Herrschaft der Naturwissenschaften und der Technik habe das Ihrige dazu beigetragen. Das Christentum habe sich mit dem Materialismus verbündet, wie die dort herrschende Sucht nach Reichtum, die Geldgier und Verschwendungssucht beweise; dazu kämen die vielen Kriege der christlichen Völker, die Erfindung immer neuer Zerstörungswerkzeuge usw. Diesem abstoßenden Bild stellt Mirza Ahmad, der Begründer dieser indischen Sekte (gestorben 1908), den Islam gegenüber, seine vernunftgemäße Wahrheit und äußere und innere Schönheit. Er strebte nach einem Ausgleich, einer Harmonie zwischen Religion und moderner Wissenschaft, denn nach seiner Ansicht befindet sich der Islam in völliger Übereinstimmung mit dem vernünftigen und verstandesmäßigen Denken. So hat Mirza und seine Bewegung auf geistigem Gebiet wohl den gefährlichsten Angriff auf das Christentum unternommen, das er als den größten Feind seines Glaubens ansah. Missionare mit der Botschaft der Liebe und des Friedens werden in alle Welt hinausgesandt. Mit in erster Linie sind sie zur Zeit tätig bei der Bekehrung der etwa 70 Millionen Parias in Indien selbst, wo sie in scharfer Konkurrenz mit den christlichen Sendboten stehen (vgl. oben). Aber auch im Auslande besitzen sie Missionsstationen; so in dem fernen Trinidad und unter den Islamiten Javas. Ausländische Studenten werden in Lahore, ihrer indischen Zentrale, zu Missionaren ausgebildet. In England befindet sich seit etwa 25 Jahren eine Mission in Woking. Auch in unserer Reichshauptstadt sind die Ahmadijaner eifrig am Werke, seit 1922. Sie arbeiten zwar hier mit einigen Schwierigkeiten, besonders sprachlicher Art, sparen aber weder Geld noch Mühe, da sie Berlin als „das Herz Europas“ betrachten, von dem aus sie den ganzen Erdteil unter den Pflug nehmen wollen. Sie leben in der Überzeugung, daß ihr Glaube mit der Symbolkraft seiner Moscheen und Gottesdienste gerade in dem kultisch armen protestantischen Berlin noch viel Erfolg haben könne. Bis jetzt sind es freilich wenig mehr als hundert Gläubige.

Vielleicht wird man die der europäischen Kultur von der Ahmadija-Bewegung drohende Gefahr nicht allzu hoch einschätzen; auf jeden Fall

jedoch liegt sie auf einem anderen, außereuropäischen Gebiet vor: nämlich in Ostafrika, wo die Ahmadija — die übrigens vom orthodoxen Islam schroff abgelehnt wird, da sie sich von seinen Grundsätzen ziemlich weit entfernt hat, besonders in ihrer extremen Partei, der sogenannten Qadian-Gruppe — eine sehr lebhaft literarische Propaganda entfaltet hat. Allerdings wendet sie sich hauptsächlich an die Gebildeten, ihrer ganzen Natur nach (siehe oben). Sie gibt seit 1936 ein Monatsblatt heraus, das in Nairobi, der Hauptstadt der britischen Kolonie Kenia, erscheint (mit dem Titel: „Mapenzi ya Mungu“, das heißt „Die Liebe Gottes“) in der im ganzen Osten Afrikas weit verbreiteten Kisuahelisprache. Darin findet man vor allem auch wieder die polemische Auseinandersetzung mit dem Christentum und seinen vom Islam abweichenden Hauptlehren. Demgegenüber empfiehlt die Zeitschrift den Islam mit seiner „Einfachheit“, die nichts Gekünsteltes oder Geheimnisvolles in Lehre und Leben aufweist, während der christliche Glaube als recht kompliziert angesehen wird. Der Islam gestatte jedem Gläubigen den unmittelbaren Zutritt zu Allah und bedürfe keines „Mittlers“; er stelle auch keine „unerfüllbaren“ Forderungen wie das Verbot der Polygamie (vgl. oben). Auch sei der Islam eine sehr alte Religion, schon Adam, Noah und — Jesus seien Moslems gewesen!

In dem schon erwähnten Organ „Moslemische Revue“ findet sich u. a. ein Aufsatz, in dem sie den großen Einfluß nachweisen will, den die islamische Kultur auf die europäische Kultur, besonders auf die deutsche, gehabt habe. Hier verweist der Verfasser besonders auf Herder, Schiller und Goethe, nebst ihnen auf Platen, Rückert und Bodenstedt. Er versteigt sich sodann sogar zu folgender Behauptung: „Dereinst waren es die Universitäten von Cordoba und Granada, an denen die Deutschen, Franzosen, Engländer und Italiener ihren Wissensdurst gestillt haben, und was sie von dort in ihre Heimat mitbrachten, das haben sie später zur sogenannten europäischen Zivilisation ausgebaut. Betrachtet man die Dinge so, so erscheint das Wiedererwachen der moslemischen Länder nur als ein Aufwachen aus jahrhundertelangem Schläfe, und ihr Eintritt in die allgemeine Kulturbewegung der Welt ist nicht mehr als Europäisierung und Abfall vom Islam, sondern als Renaissance des Islam zu bewerten.“ — Aus diesen Worten spricht fürwahr ein sehr ausgebildetes Selbstbewußtsein: der Islam als Lehrmeister der abendländischen Kultur!

Im Jahre 1937 sprach der ehemalige britische Oberkommissar von Ägypten, Lord Lloyd, der früher als erbitterter Gegner der ägyptischen Nationalisten aufgetreten war, ein ultrakonservativer Engländer, in einer Londoner Moschee über die Bedeutung des wiedererstarkten Islam. Er äußerte darin u. a.: „Ich glaube, daß das britische Empire nicht ohne volle Unterstützung der Moslemin in aller Welt existieren kann. Meiner Meinung nach ist der Islam in seiner geistigen Geschlossenheit eine der substantiellsten Kräfte der Welt von heute, und ich werde stets alles tun, was

in meiner Kraft steht, um England überall in der Welt zu freundlichen Beziehungen mit dem Islam zu bringen.“¹ Recht bemerkenswert war das Echo auf diese Anrede in der Islampresse — ganz anders, als man erwartet hatte. Keine Spur von Freude oder Genugtuung über die veränderte Einstellung und das freundliche Entgegenkommen eines hohen Vertreters der offiziellen englischen Regierung — die islamischen Pressestimmen klangen im Gegenteil recht kühl, kritisch und sachlich. So schrieb eine große ägyptische Zeitung: „Ein Engländer und überhaupt ein Europäer würde sich nicht plötzlich auf die Bedeutung und die Kraft des Islam besinnen, würde er nicht die Gefahren spüren, die vom Fernen Osten drohen, würde nicht dem Westen der Eifer unbehaglich, aus dem sich Japan um den Westen in aller Welt bemüht. Aber das allein würde vielleicht noch nicht genügen, die Haltung des Westens uns gegenüber zu ändern. Er kommt dazu das Sichregen, das Wiederlebendigwerden unsere eigenen Kräfte, das Sichwiederbesinnen auf die große islamische Vergangenheit... Spricht aber der Westen heute, im Bewußtsein seiner inneren Schwäche, von Freundschaft, so muß diese noch ganz andere Formen annehmen, andere Beweise liefern, ehe der Islam geneigt sein wird, sie anzunehmen, und den Jahrhunderten der Auseinandersetzung zwischen Abend und Morgen Jahrhunderte der Zusammenarbeit und des Friedens folgen können.“ Das ist wahrlich nicht die Sprache eines Mannes, der als Vertreter einer Organisation redet, die sich ihrer Schwäche und Ohnmacht bewußt ist!

So bietet sich die islamische Welt in der Gegenwart unseren Blicken dar nicht als ein Gebilde, das lediglich in vergangenen Zeiten einmal eine Rolle gespielt hat, dessen Betrachtung und Bearbeitung allenfalls Sache des Gelehrten, des Religionsforschers wäre; nein, ihr Bild weist die Züge einer Welt auf, die bis in ihre innersten Tiefen aufgewühlt, bewegt und bedrängt wird von allerlei Mächten und Kräften, die sie aufzulösen und zu zersetzen drohen, denen gegenüber sie sich aber kräftig zur Wehr setzt und durch die sie zur Besinnung gebracht wird auf das ihr ureigene Wesen, auf ihre alten, früher bewiesenen, aber auch jetzt noch recht wirksamen Lebenskräfte. So ist sie als ein erbitterter, nicht zu unterschätzender Gegner des christlichen Glaubens zu bewerten, dessen Macht dieser in erschreckender Weise an mannigfaltigen Punkten unserer alten Erde und in der verschiedensten Art zu spüren bekommt. Denn der Islam tritt mit dem Anspruch auf, eine Weltreligion zu sein — oder es wenigstens einmal zu werden!

„Das Leben in Europa ist seit fast zwei Jahrhunderten verweltlicht.“² Diese Verweltlichung ist allmählich auch in den Orient eingedrungen und hat dort eine ähnliche Umwälzung erwirkt wie im Abendlande, ja eine fast

¹ Nach P. Schmitz, „All-Islam“, S. 240; ebenso das folgende Zitat.

² Reichardt a. a. O., S. 39.

noch stärkere. So ist seine Haltung dem Abendland gegenüber eine doppelte geworden: einerseits offenbart sich bei ihm eine starke Bereitschaft, beim Abendländer in die Lehre zu gehen, aus seinen Fortschritten auf allen Gebieten für sich selbst möglichst viel zu profitieren; auf der anderen Seite aber zeigt er auch das natürliche und anerkennenswerte Streben, das von sich abzuwehren, was ihm in seiner Eigenart, seiner ihm eigentümlichen Weltanschauung, seinem angestammten Glauben von Nachteil sein könnte. Indes — so schwierig es auch dem nüchternen Beobachter erscheinen mag, zwei sich so widersprechende Elemente unter einen Hut zu bringen (sit venia verbo) — der Orientale hat diesen Versuch gewagt; und vielleicht kann man auch sagen, daß er ihm gelungen ist. Darüber sollen uns die folgenden Abschnitte Klarheit verschaffen.

Zuvörderst einige Beispiele für den gewaltigen Zivilisationsumbruch, der sich im Orient in der jüngsten Zeit vollzogen hat. Westländische Zivilisation ist in stets steigendem Maße in den Orient eingeströmt. Sehen wir uns nur noch einmal das dem Blick des Europäers bisher so fernliegende, so weit entrückte Iran jetzt näher daraufhin an. Seine Städte waren vor dem Weltkriege fast ohne Verbindung. Der Verkehr bewegte sich mit unendlicher Langsamkeit auf schlechten Karawanenstraßen mit Hilfe des unentbehrlichen, geduldigen „Schiffes der Wüste“. Jetzt gibt es dort auch für Autos brauchbare Landstraßen; 1925 brachte der rührige Schah 24 große Autos quer durch die Wüste über Bagdad nach Teheran. Auch die Post wird jetzt mit Autos und Flugzeug befördert. In Isfahan, der alten Hauptstadt, heißt es jetzt: „Vor dem Kriege fühlten wir uns außer der Welt, jetzt scheint Teheran ganz nahe zu liegen.“¹ Von Teheran nach dem bekannten Wallfahrtsort Mesched, im Osten des Landes, dauerte die Reise früher auf dem Rücken der Kamele etwa fünf Wochen; seit 1925 brauchte man dazu mit dem Auto nur noch fünf Tage, mit dem Flugzeug sind es jetzt gar nur fünf Stunden! Die große transiranische Eisenbahn von Bender—Schah am Kaspischen Meer nach Bender—Schapur am Iranischen Golf wurde am 25. August 1938 feierlich eingeweiht. Jubelnd begrüßt, trafen am 27. August der erste Personen- und der erste Güterzug in Teheran ein. Auch eine Abzweigung dieser Bahn, die von Khoum über Kaschan nach Anarek, einem Zentrum des Bergbaues, führen soll, ist bis Kaschan vollendet. Ferner soll von Khoum eine Linie nach Isfahan und Schiras gebaut werden. Schon seit dem Weltkriege existiert eine in russischer Spurweite gebaute Bahn von Dschulfa nach Täbris an der iranisch-russischen Grenze mit einer Abzweigung nach dem großen Urmiasee (jetzt Resaye-See). Eine andere Bahn, die in Täbris den Anschluß nach Teheran vermitteln soll, führt über Kasmin nach der Hauptstadt; durch sie würde das türkische und russische Bahnnetz direkt mit dem iranischen verbunden werden. Außerdem verfügt Iran über ein 18000 km langes Netz guter,

¹ Reichardt a. a. O., S. 28.

zum Teil recht breiter Autostraßen, durch die die Hauptstadt mit allen wichtigeren Städten in Verbindung treten kann. Die eine führt auf dem kürzesten Wege über das hohe Elburs-Gebirge nach dem Kaspischen Meer (Schiffsverkehr nach Rußland); daneben gibt es noch die ältere Straße nach dem Kaspischen Meer. Auch andere Straßen werden noch viel befahren, wie die von Teheran nach Täbris, die nach dem Irak, die über Isfahan und Schiras nach Buschir am Iranischen Golf und die Straße zur afghanischen Grenze über Mesched. — Bei Teheran befindet sich auch eine Werkstätte für Militärflugzeuge; hier kann alle zwei Monate ein Geschwader kleiner Jagdflugzeuge hergestellt werden, die auch leichtere Bomben mitnehmen können. In nächster Zeit sollen auch schwerere Bomber und Postflugzeuge hier gebaut werden. Zur Förderung des Fremdenverkehrs dienen gute Gaststätten und moderne Hotels, die von einer staatlich unterstützten Fremdenverkehrsgesellschaft unterhalten werden. Einmal wöchentlich verkehrte (bis 1939) ein Postflugzeug auf der Linie Bagdad—Teheran, auch für Personen benutzbar, mit englischen Maschinen, aber von iranischen Piloten geleitet. Indes wurde Teheran auch von der deutschen Lufthansa regelmäßig angefliegen auf der Strecke von Berlin über Athen—Rhodos—Damaskus—Bagdad nach Kabul. — Zahlreich sind auch die industriellen und technischen Anlagen in der Neuzeit im Gebiete von Iran.

Selbst das entlegene Afghanistan hat westliche Kulturgüter übernommen und angefangen, sich zu industrialisieren. Früher hatte freilich der Emir in blindem Fanatismus alle westlichen Einflüsse abgelehnt und allen „Luxus“ ferngehalten, Theater, Musik, Alkohol, Kinos usw. verboten; indes der jetzige Schah Nadir Chan sah ein, daß diese Einstellung auf die Dauer nicht durchzuführen sei, und stellte sich freundlicher zum Abendlande. Aus Deutschland bezog das wenig bevölkerte Land (11 Millionen Einwohner) zum Beispiel bis 1939 Waren im Werte von 1,14 Millionen Mark! — 1938 wurde eine Anlage zur Baumwollreinigung und Öl-erzeugung aus Baumwollsamem fertiggestellt. Die Regierung ist dazu übergegangen, eigene Zuckerfabriken mit Hilfe deutscher und tschechischer Ingenieure zum eigenen Verbrauch im Lande zu bauen. 1938 wurden besondere Ämter für Landwirtschaft und Bergbau gegründet. Im Jahre 1940 soll eine große Weberei mitten im Baumwollgebiet auf Kosten des Staates mit Unterstützung einheimischer Kaufleute fertig werden. Wasserfälle sollen die elektrische Kraft dazu liefern. Lebhaftere Handelsbeziehungen wurden besonders mit dem benachbarten Indien angebahnt, die afghanische Nationalbank hat ihr Kapital bedeutend erhöht. Sie kontrolliert alle Vorgänge des Außenhandels, die Regierung setzt selbst die Preise fest. Die Einfuhr ausländischer Erzeugnisse wird möglichst eingeschränkt, die Einfuhrmonopole aufgehoben, abgesehen von Zucker, Petroleum, Autos und deren Zubehör. Die Regierung bestimmt auch die Kurse der Devisen; Ausfuhr von Gold und Silber ist verboten, eine scharfe Devisenkontrolle ein-

geführt. — Um gleich das (später eingehender behandelte) politische Gebiet kurz zu streifen: der bekannte Emir Aman Ullah zeigte sich zuerst englandfeindlich, hielt aber auch scharfe Distanz gegen Moskau. 1919 kam es sogar zum Krieg mit England an der indischen Grenze, wobei das anglo-indische Heer eine nicht sehr rühmliche, wenig bekannt gewordene Niederlage erlitt. England mußte im Frieden seine Stellung in Afghanistan aufgeben, verlor jeden Einfluß auf dessen Politik, mußte die afghanische Aufrüstung zugestehen und erklärte Afghanistan für ein „unabhängiges Reich“. Letzteres mußten damals auch die Russen zugeben; es entwickelte sich sogar eine Art Freundschaft zwischen beiden Staaten. Später aber suchte Aman Ullah wieder Anlehnung bei England, und so schwankte er jahrelang hin und her zwischen Rußland und England, bis er schließlich gestürzt wurde. Gegenwärtig liegen die Dinge so, daß auch Afghanistan dem Aufstieg Rußlands Rechnung tragen mußte und mit den Sowjets einen Vertrag abgeschlossen hat, der den russischen Einfluß in Afghanistan weitgehend sicherstellt und England gänzlich ausschaltet. Sollte es doch einmal zu einem offenen Konflikt zwischen den beiden großen Rivalen in Asien kommen, so würden die Russen unzweifelhaft Afghanistan als Sprungbrett nach Indien benutzen können. Die Briten wissen das freilich auch. — Bekanntlich spielen sich schon seit Jahren an der indischen Nordwest-Grenze, am Khaiberpaß, erbitterte Kämpfe der Engländer mit dem fanatischen Fakir Ipi in dem Gebiet von Waziristan ab, wobei die anglo-indischen Truppen häufig schwere Verluste erlitten haben.

Unsere Blicke richten sich in der Gegenwart häufiger als früher nach dem in Europa meist noch so wenig bekannten Arabien, dem Stammland des Islam. Auch hier haben sich in jüngster Zeit bedeutsame Wandlungen vollzogen, und zwar vornehmlich durch das Auftreten eines Mannes, des Herrschers im neuen Arabien (das nach ihm meist „Saudi-Arabien“ genannt wird): Ibn Saud (geb. 1880). Es dürfte wohl von allgemeinem Interesse sein, über den Werdegang dieses merkwürdigen Mannes, der nach dem Tode Atatürks vielleicht die überragendste Persönlichkeit in der islamischen Welt darstellt, etwas Eingehenderes zu erfahren¹. Er lernte schon in seinen jungen Jahren das Leben von der härtesten Seite kennen. Sein Vater Abdurrahman wurde von den mächtigen Fürsten von Schammar, den Raschids, mit denen er lange in erbittertster Fehde lebte, samt seiner ganzen Sippe von seinem Wohnsitz El-Riad (vgl. oben) in die Wüste gejagt. Er suchte eine Zuflucht in der Oase Dschabrin, am Rande der trostlosesten Gegend der arabischen Wüste. Hier führte der kleine Ibn Saud die brutalste, entbehrungsreichste, gleichzeitig aber auch abhärtendste Lebensweise, die man sich denken kann, und wurde zum Kampf gegen eine unerbittliche Natur wie gegen schonungslose Feinde, wie er ihn später führen mußte,

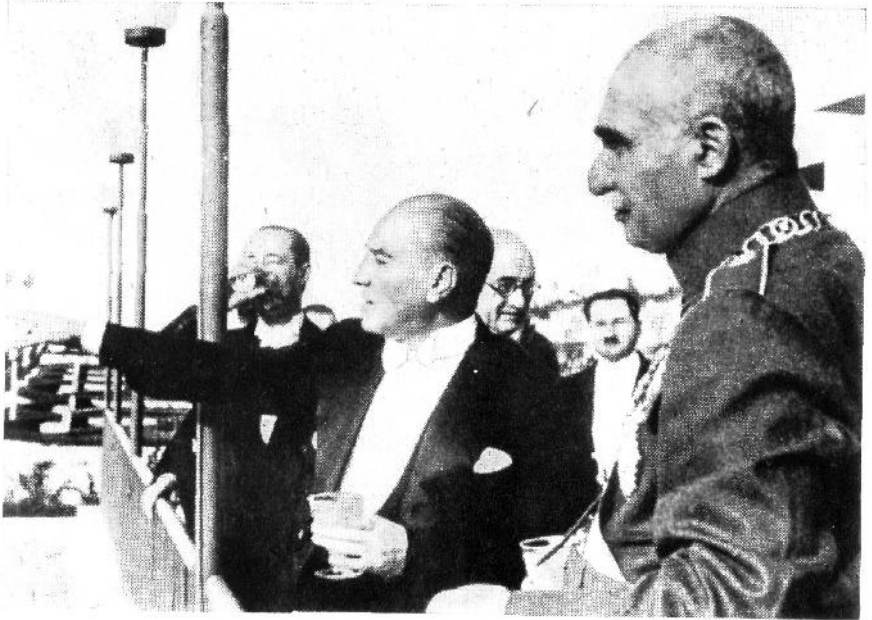
¹ Die nachfolgenden Ausführungen schließen sich an das Werk von Th. Reichardt S. 225 ff. an.

vortrefflich geschult; er wurde stahlhart an Leib und Seele. Im Alter von 15 Jahren nahm sich der Emir von Koweit der armen heimatlosen Saud-Sippe an und lud sie ein, bei ihm zu wohnen. Hier fand Ibn Saud (der übrigens jetzt schon heiratete) in dem jüngeren Bruder des Emirs einen großartigen Lehrmeister in der intrigenreichen orientalischen Politik und lernte durch ihn auch Menschenkenntnis. Nicht viel später vermochte der Jüngling mit Hilfe dieses Mannes — der inzwischen selbst Emir geworden war — sein erstes Debut im Kampfe gegen die Erbfeinde seines Stammes, die Raschids, zu führen; er drang in deren Reich, das sogenannte Nedschd, im Innern Arabiens ein, konnte aber mit seinen wenigen Truppen vorläufig nichts ausrichten. Da versuchte er es durch Krieglust: in der Nacht schlich er sich mit 30 Mann an die Stadtmauer vom El Riad heran und erkletterte mit Hilfe einer hohen Palme, die er gefällt hatte, die Mauer. Die überraschten Wächter wurden schnell unschädlich gemacht, aber der Statthalter selbst schlief an einer anderen Stelle in der Burg. Erst am Morgen wurde auch er bei seinem Erscheinen nach einem kurzen Gefecht besiegt, und Ibn Saud war mit seinen 30 Mann jetzt der Herr von El Riad. Das geschah anfangs des Jahres 1902. Dann dehnte er seine Herrschaft auch noch weiter aus. Schließlich trat er sogar den Türken entgegen, die im Wüstenkriege weniger erfahren waren als er. Die Türken mußten Arabien räumen. Sein Ansehen stieg jetzt bei den Beduinen ganz enorm. Aber fast ebensoviel wie durch seine geschickte Diplomatie und durch Waffengewalt wußte er auf anderem Wege zu erreichen: durch Ehebündnisse. Er heiratete in 25 Jahren 60 Beduinenjungfrauen aus vornehmer Stande! Zwar durfte er nach des Propheten Gebot bloß vier offizielle Frauen haben; darum entließ er die übrigen scheinbar, behielt sie aber in seiner Nähe und erhielt sich so seinen Einfluß auf ihre Familien.

So groß wie sein persönlicher Mut und seine Tapferkeit war, so hoch steht auch seine Religiosität. Die Beduinen lebten damals schon lange nicht mehr nach dem Koran: sie hielten das einmonatige Fasten nicht, machten kaum noch eine Wallfahrt nach Mekka und wuschen sich auch nicht fünfmal am Tage — weil Wasser in der Wüste zu kostbar ist! Deshalb mußte Ibn Saud danach trachten, sie in festen Ansiedlungen wohnen zu lassen. So mußte die Wüste ansiedlungsfähig und fruchtbar gemacht werden. Dieses wirklich recht schwierige Experiment führte er erfolgreich aus durch Gründung der religiösen Bruderschaft des „Ikhwan“. Dadurch erreichte er in kluger Voraussicht zweierlei: einmal beseitigte er die Rivalitäten der arabischen Stämme, die bisher noch seinem Plan des Aufbaues eines geschlossenen arabischen Staatswesens im Wege standen, durch eine bewußte Erweckung des Gefühls ihrer religiösen Zusammengehörigkeit; sodann aber, da er diese Bruderschaften in den verschiedenen Teilen seines wachsenden Reiches ansiedelte, wurden ihre Siedlungen zu Stützpunkten der wandernden Nomaden und zu Räumen, in denen diese selbst sesshaft werden

konnten, indem sie die Oasen, die sie zu ihrem Wohnsitz bekamen, so ertragreich wie möglich machten. So wurden aus besitzlos umherschweifenden Beduinen Ackerbürger, die jetzt zuerst auch einmal einen Grundbesitz als Privateigentum bekamen. Im Weltkriege wurden sogar Ernteüberschüsse an die Armen verteilt — ein erster Anfang sozialen Handelns! Die Ikhwan-Bewegung war also keineswegs eine Art Verschwörung gegen die ungläubige Umwelt, wie man sie auch angesehen hat, sondern sie ist ein Werk von höchster staatsmännischer Einsicht: der Versuch, in dem jahrhundertlang politisch und religiös zerrissenen Arabien durch strenge religiöse Bindung Ordnung zu schaffen und so die Grundlagen eines modernen Staates herzustellen. Freilich hatte Ibn Saud noch viele Schwierigkeiten zu überwinden, besonders durch Konflikte mit dem alten Hussein, dem Scherifen von Mekka. Er wußte aber durch geschicktes Manövrieren seinem Lande die Schrecken des Weltkrieges zu ersparen und verhielt sich gänzlich neutral. Am Ende des Krieges, als der ganze Orient sich in Unruhe befand, herrschte allein in seinem Lande Ruhe und Frieden. Ibn Saud unternahm auch damals nichts gegen seinen alten Feind Hussein — wofür ihm allerdings England monatlich 5000 Pfund zahlte! Er kaufte dafür Waffen und bezahlte damit nur seine Fehdezüge gegen einheimische Feinde.

Bald aber kamen andere Zeiten. Hussein verscherzte sich Englands Gunst und wurde verbannt; damit hörten auch die Zahlungen an Ibn Saud auf. Dieser hielt jetzt seine Stunde für gekommen, sich der heiligen Stadt Mekka zu bemächtigen. Dies konnte er freilich ohne Blutvergießen nicht erreichen (auch früher war es ihm allerdings auf ein Menschenleben nicht angekommen). Es kam bei Taif, auf dem Marsche nach Mekka, zu einem furchtbaren Gemetzel in der Moschee selbst; lange nachher waren die braunen Blutflecken hier an der Wand zu sehen; 300 Leichen hatten hier aufeinander gelegen! In Mekka hatte sich Hussein (der inzwischen zurückgekehrt war) selbst zum Khalifen ausrufen lassen und die Unterwerfung aller Moslems verlangt. Freilich machte er sich aber überall bei diesen durch seine maßlose Habsucht gründlich verhaßt: er plünderte die Mekkapilger in jeder Hinsicht schamlos aus, indem er sich den alleinigen Verkauf der Opferlämmer, die er selbst billig kaufte und sündhaft teuer wieder verkaufte, vorbehielt; auch durfte niemand an die Pilger Wasser abgeben, das besorgte allein seine Gesellschaft, die er zu diesem Zweck gegründet hatte. Gegen diesen Mann also war Ibn Saud in den heiligen Krieg gezogen. Hussein, der keine Möglichkeit sah, den letzten Entscheidungskampf zu gewinnen, gegen den sich sein eigenes Volk unter wilden Verwünschungen auflehnte — man drohte sogar, ihn zu hängen! — mußte sein Heil in der eiligsten Flucht suchen, natürlich unter Mitnahme seiner gesamten zusammengerafften Schätze in zwölf großen Automobilen! Ein Beispiel eines echten orientalischen „Plutokraten“! Er erreichte den Dampfer in Dschidda, der Hafenstadt von Mekka, gerade noch. Am



Riza Khan, Schah von Persien, und Mustafa Kemal Pascha, Herrscher der
Türkei, auf der Terrasse des Präsidentenpalais in Ankara.

nächsten Tage zog Ibn Saud in Mekka ein, im groben Burnus des einfachen Pilgers, barhäuptig und barfüßig. Niemand durfte ihm jetzt folgen. Er ging allein. Aber hinter ihm stand das gewaltigste Heer, das Arabien je gesehen hatte. So trat er vor das Angesicht Allahs als ein demütiger Pilger und doch als der König aller Könige. Man muß die Bilder gesehen haben, wie Ibn Saud zwischen alten Palästen seine Maschinengewehrkompanien und seine Flakbatterien besichtigt — dann erscheint einem alles wie ein Traum, und es ist doch Wahrheit.

Nachdem Ibn Saud das Ziel seiner Wünsche, selbst Hüter der heiligen Stätten zu werden, erreicht hatte, war er darauf bedacht, zu beweisen, daß seine wilden Krieger auch eine friedliche Bautätigkeit bewerkstelligen könnten. Er ließ sich zum König von Arabien proklamieren, mußte aber noch lange darum kämpfen, bis er als solcher in Arabien selbst allgemein anerkannt wurde. Auch die Ikhwan leisteten zeitweise seinen Geboten nicht mehr Folge, da sie die Heranziehung europäischer Technik nicht dulden wollten. Sie waren bestrebt, an den uralten Sitten der Väter festzuhalten, wenn sie dadurch auch noch so große Rückständigkeit bekundeten, und wollten die Einführung von Auto, Radio und Telephon, von Panzerwagen und Maschinengewehren in ihr Land nicht gutheißen. Aber Ibn Saud überzeugte sie, daß die Übernahme westlicher Zivilisation nicht gleichbedeutend sei mit dem Einströmen abendländischer Sitten und Gebräuche. Tabak und Alkohol, Singen, Musik und Tanzen, sogar irgendwelche Schauspiele oder Geschichtenerzählen blieben nach wie vor verboten. Er selbst versagte sich jetzt das Anhören arabischer Gesänge auf einem Grammophon, die er früher gerne vernommen hatte; strenge Strafen standen auf der Übertretung dieser Gebote. Auch Schweinefleisch — dessen Genuß im Koran untersagt ist — Opium oder andere Betäubungsmittel, Waffen für eigenen Gebrauch, ferner Abbildungen irgendwelcher Art, sogar auf Stoffen, Schmuck und seidene Kleider, vor allem natürlich Filmapparate dürfen bei ihm nicht eingeführt werden. Auch das Schachspiel — im Orient bekanntlich von altersher heimisch — ist verboten, weil die Gläubigen darüber die Gebetsstunden versäumen könnten! Selbst Zeichnen und Malen wird nicht gerne gesehen. Ibn Saud hat es sich offenbar zur Aufgabe gesetzt, die oft fälschlich so genannten „Segnungen“ des Abendlandes erst sorgfältig zu prüfen, bevor er sie selbst in seinem Lande gebraucht. Er hat aber durch sein rigoroses Vorgehen nachgewiesen, daß auch ein starker Staat mit solchen puritanischen Grundsätzen Lebensfähigkeit besitzt, daß ein für die Erhaltung eines Staates zweckmäßiges Leben auch denkbar ist, wenn dabei andere Wege eingeschlagen werden als in Europa oder Amerika. Ibn Saud hat eben als weiser Staatsmann von vornherein die Schattenseiten der westlichen Gesittung abgelehnt. So verzichtet der Untertan dieses Wahabitenfürsten auf alle die Dinge, die der weitaus größten Mehrzahl der modernen Menschen das Leben überhaupt erst als lebenswert, ja als

einzig mögliche Lebensform erscheinen lassen; für ihn ist die Religion mit ihren strengen Geboten die Grundlage des Daseins.

Der aus Überzeugung zum Islam übergetretene Ungar Julius Germanus hat kürzlich ein Buch herausgegeben mit dem Titel: „Allah Akhbar“, das heißt „Allah ist groß“ — Worte, die jedem Bekenner des Islam geläufig sind, weil sie einen unveräußerlichen Bestandteil seines täglichen Gebets bilden und jeden Tag mehrfach von den Zinnen der Minarets aus dem Munde der Mueddins, der Gebetsrufer, erschallen. Germanus hat die arabischen Gebiete an der Ostküste des Roten Meeres als gläubiger Pilger besucht. Allein auch ihm kamen dabei — kraft seiner verstandesmäßigen Erziehung als denkender Europäer — skeptisch-kritische Gedanken in den Sinn. Er hatte vorher schon den Islam in Indien kennengelernt und dort beschlossen, bis an seine eigentlichen Quellen in Arabien vorzudringen. Er studierte erst einige Jahre an der berühmten Al-Azhar-Universität in Kairo und begab sich dann auf die Pilgerfahrt nach Mekka. Seine Schilderung des siebenmaligen Umgangs um die Kaaba mitten im Gedränge der sich stoßenden fanatischen Moslems aus allen Teilen der islamischen Welt mit ihren üblen Gerüchen und Ausdünstungen, sein Bericht über den erbitterten Kampf, den es kostet, bis zum heiligen schwarzen Stein vorzudringen, das Hersagen der üblichen Gebete von der Größe Allahs (vgl. oben), die im Laufe der Zeremonien gesprochen werden müssen, bilden das Kernstück seines Buches. Er beschränkt sich übrigens nicht auf die Darstellung der Entwicklung des Islam, auf die Schilderung des Lebens der Araber, sondern er führt uns in dankenswerter Weise auch ein Stück Politik der arabischen Halbinsel vor Augen, in deren Mitte die große Gestalt Ibn Sauds steht. Er hat diesen Wüstensohn selbst kennengelernt, und zwar in seinem Zelt, bei den kriegerischen Übungen der Beduinen und bei einer langen Abschiedsaudienz in seinem Palast in Mekka. Er kann also aus seiner Erfahrung wirklich wahrheitsgetreues Material beibringen im Gegensatz zu dem, was nur vom Hörensagen über Ibn Saud geschrieben worden ist. Aus dieser Unterredung dürften einige kennzeichnende persönliche Bemerkungen Ibn Sauds, die Germanus mitteilt, nicht ohne Interesse für den Leser sein. Er äußerte u. a. folgendes¹:

„Ich ertrage die Verweichlichung nicht. Ich will nicht, daß in meinem Volk das Weibische über das Männliche siegt... Ich verurteile nicht, daß man die Frauen schätzt und ehrt. Nicht das ist das Übel, daß in Europa die Frauen ins Leben hinaus gelangten und männliche Beschäftigung haben, sondern ich bemängele, daß die Männer weibisch geworden und verweichlicht sind... Aber ich muß mit den Menschen rechnen und sie nehmen, wie sie sind. Meine Beduinen... wehrten sich (gegen die ersten Kraftwagen) und lehnten sich dagegen auf. Aber ich brauchte die Kraftwagen, um mein durch Wüsten getrenntes Reich von einem Mittelpunkt aus regieren zu

¹ Zitiert nach Reichardt a. a. O., S. 232 ff.

können... Der Funkentelegraph verbindet heute schon die entferntesten Teile Arabiens miteinander und ist stärker als das größte Heer. Ich habe 35 funkentelegraphische Stationen, und in jedem Augenblick weiß ich, was vor sich geht und wo es geschieht. Diese Stationen werden von Arabern bedient. Mein Volk ist klug und lernbegierig, und eine gute Regierung wird es wieder dahin bringen, wohin es Gott gestellt hat. Ich schließe mich nicht von der europäischen Zivilisation ab, aber ich benutze sie so, wie es Arabien, der arabischen Seele und dem Willen Gottes entspricht... Mit Liebe, aber mit starker und selbstbewußter Hand muß mein Volk geführt werden... Man muß es nach Gottes Willen erziehen. Die Religion gibt uns die moralische Kraft, die den Menschen aus der Tiefe tierischen Seins zur Höhe führt. Über glaubenslose Menschen kann man nicht herrschen... Ich habe Maschinen aus Europa holen lassen, aber die Irreligiosität will ich nicht. Die moslemischen Völker müssen aus ihrem langen Traum erwachen. Sie haben Waffen nötig; aber die stärkste Waffe ist der Glaube an Gott, der demütige Gehorsam gegen die göttlichen Gesetze. Der Haß stammt nicht von Gott. Das von Haß erfüllte Europa wird sich mit seinen eigenen Waffen vernichten! — Ich brauche Fachleute. Ich rufe sie aus Syrien, Ägypten und Indien“ (man beachte: nicht aus Europa oder der vom Glauben abgefallenen Türkei!), „damit sie mir beim Aufbau meines Reiches helfen. Für meine moslemischen Brüder steht ganz Arabien offen... Man hat verbreitet, daß die Wahabiten ungezügelter Barbaren seien. Das ist nicht wahr; niemals herrschte in Arabien solche Sicherheit wie heute... Heute kann man ohne Bewachung Gold vom Roten Meer nach dem Persischen Meerbusen bringen, ohne daß es jemand unterwegs anhalten würde... Meine größte Sorge ist die Sicherung des Friedens. Arabien ist unfruchtbar. Das Elend ist der schlechteste Ratgeber; es macht die Menschen unzufrieden und zu Aufrührern. Der Hunger macht die Menschen zu Bettlern, ja sogar zu Wegelagerern. Deshalb muß ich den Arabern Arbeit und Brot geben. Ich muß den Sand der Wüste bändigen, ich muß Wasser aus dem Felsen schlagen... Ich brauche Wasser, viel Wasser, und dieses Wasser muß auf entsprechende Weise verteilt werden. Das teure, lebende, feuchte Element muß bis in die entferntesten Wüsten kommen... aber dazu braucht man Ingenieurfachkenntnisse und muß schwere Arbeit leisten. Dazu braucht man Kapital und das Vertrauen der Welt. Wir müssen die Schätze unserer Bergwerke erschließen und Petroleumquellen bohren. Gott hat die Erde deshalb geschaffen und mit Schätzen ausgestattet, daß der Mensch sie nutzt. Gott hat dem Menschen die Erde zur Bearbeitung gegeben. Die Faulheit ist keine Gott wohlgefällige Eigenschaft. — Die Arbeit, die mit Wissen gepaart ist, wird uns aus unserem gegenwärtigen kläglichen Zustand herausheben. Wir müssen gegen die Unwissenheit ebenso kämpfen wie gegen die Trägheit... Der Islam ist ebenso-

wohl die Religion der Tat wie des Gebets. — Wir müssen gegen die Krankheiten kämpfen. Ich habe Krankenhäuser errichten lassen, in denen ägyptische und syrische Ärzte mit den Mitteln der modernen Heilkunde die Kranken behandeln. Ich errichte Schulen, in denen man sich alles nützliche Wissen aneignen wird. — Jetzt werde ich die jungen Araber nach Italien schicken, damit sie gründlich die Flugtechnik erlernen. Ich will nicht Kriegszwecken dienen, sondern erreichen, daß wir auch die entferntesten Teile Arabiens durch die Luft miteinander verbinden können. Heute jagen schon Autos durch mein Land, und in zwei Tagen kann man von Mekka nach Medina und in derselben Zeit nach Riad gelangen, was vorher zehn Tage in Anspruch nahm. — Die Religion hat die Araber seelisch geeinigt. Meine Politik, die so großes Gewicht auf die gesunde Entwicklung des Wirtschaftslebens legt, wird die Reibungen zwischen den Stämmen und auch die feindlichen Einfälle in die benachbarten Gebiete beseitigen. Europa muß verstehen, was ich hier am Rande der Wüste tue... wenn es meine Arbeit unterstützt, wird es viel weniger kosten als die Bewaffnung und der Schutz Transjordaniens und des Irak“ (wohl hauptsächlich an Englands Adresse gerichtet!). „Unser endgültiges Ziel ist die Zusammenarbeit Arabiens und seiner Nachbargebiete und nicht die Abschnürung, die Fesseln anlegt und zur Explosion führt. — Ich habe mein Reich auf Gottes Wort aufgebaut. Mein Reich ist auf dem Frieden aufgebaut.“ Das sind wahrlich beherzigenswerte, zum Teil herrliche und vortreffliche Gedanken eines klugen, weitblickenden Staatsmannes und Herrschers, die man auch in Europa mit Aufmerksamkeit hören sollte!

Noch einige Worte über die Entwicklung des Verkehrs in den übrigen Staaten des vorderen Orients, die dabei in Betracht kommen, der Türkei, dem Irak und Syrien. Das Schienennetz der Türkei ist in der jüngsten Zeit sehr gut ausgebaut worden — im Gegensatz zum Straßenbau, der bisher arg vernachlässigt wurde. Außer der dem Durchgangsverkehr dienenden Straße von Trapezunt am Schwarzen Meer über Erzerum in Armenien nach Täbris gibt es kaum eine gute, längere Autostraße im ganzen türkischen Reich. So bleibt der Verkehr noch auf absehbare Zeit auf die Bahn angewiesen; hier ist aber von der neuen Türkei wirklich viel geleistet worden: das früher sehr heruntergekommene Eisenbahnnetz von etwa 4000 km Länge ist jetzt beinahe verdoppelt und vom Staat übernommen worden. Dadurch wurde die wirtschaftliche Erschließung des Landes erheblich gefördert. Im Oktober 1939 wurde auch die Strecke nach Erzerum eingeweiht und dadurch die Bahnverbindung vom Balkan über Anatolien nach Rußland hergestellt. Dagegen ist auch der Flugverkehr noch recht mangelhaft. Es gibt allerdings eine Verbindung der türkischen Hauptstadt mit Berlin durch die Strecke über Istanbul und von dort mit einer türkischen Linie nach Ankara.

Das Eisenbahnnetz im Irak ist etwa 1200 km lang und wird nach Fertigstellung des noch fehlenden Stückes der Bagdadbahn über Mossul hinaus eine durchgehende Verbindung von Istanbul bis zur irakischen Hauptstadt vermitteln. Außerdem besitzt der Irak auch ein ausgedehntes Netz von Autostraßen mit vielen Hunderten von kleineren und größeren Brücken. Vor dem Weltkrieg brauchte die mit Kamelen betriebene Post von Damaskus nach Bagdad jedesmal etwa elf Tage; heute bewältigt das Automobil dieselbe Strecke in kaum zwei Tagen. Die Schifffahrt auf den beiden großen Hauptströmen des Landes, dem Euphrat und dem Tigris, ist sehr entwickelt; der Hafen Basrah an ihrer Mündung in den Persischen Golf hat als Umladeplatz von der Fluß- zur Seeschifffahrt nicht geringe Bedeutung. Als Durchgangsland auf dem Wege nach Japan und China, Niederländisch-Indien und Australien wird der Irak von zahlreichen Luftlinien benutzt, unter anderen auch von der deutschen Lufthansa.

Syrien hat in Aleppo Anschluß an die Bagdadbahn, was für seine beiden größten Städte Damaskus und Beirut von erheblicher wirtschaftlicher Bedeutung ist; auch an die Hedschasbahn ist es bei Dera angeschlossen. Es besitzt außerdem ein ausgezeichnetes Autostraßennetz, dessen Ausbau von den Franzosen sehr gefördert worden ist. Auch war Syrien (bis 1939) durch mehrere Luftlinien an den Weltverkehr angeschlossen, und zwar durch die deutsche Lufthansa.

So ist der Raum des vorderen Orients in den letzten Jahren in einem stets zunehmenden Tempo für den Verkehr erschlossen worden. Neue Bahnverkehrswege wurden geschaffen, deren Fortsetzung in kürzester Frist zu erwarten ist — wie die Schließung der Lücke der Bagdadbahn (vgl. oben) —, die sodann eine durchgehende Verbindung nach dem Iranischen Golf und nach dem Kaspischen Meer ermöglichen wird. Durch die 800 km breite syrische Wüste ging (das heißt bis 1939) ein lebhafter Verkehr von Personen- und Lastwagen von der Küste des Mittelmeeres bis nach Teheran oder noch weiter bis zum Kaspischen Meer auf beinahe überall guten, zum Teil asphaltierten Straßen. Der zunehmende Warenaustausch zwischen Deutschland und dem Iran benutzt mit Vorliebe die Route über die Türkei, von Trapezunt über Erzerum nach Täbris; Trapezunt wird von den deutschen Schiffen nach der Nordsee und auch von Schiffen nach den Donauhäfen (Wien, Linz usw.) angelaufen. Die Türkei plant schon längst eine Autostraße von Istanbul nach Ankara und ihre Fortsetzung über Adana und Alexandrette, wo sie sich an das syrische Straßennetz angliedern soll. Damit würde dieses Netz von durchgehenden Straßenverbindungen für die Länder des vorderen Orients noch an Bedeutung erheblich gewinnen. Demgegenüber erscheint der viel teurere und beschränktere Flugverkehr für die Beförderung von Fracht und Personen von geringerer Bedeutung. Auf jeden Fall aber ist so viel klar, daß die bis vor nicht langer Zeit noch weit verbreitete Meinung von dem „verkehrsarmen“ und „rückständigen“ Orient

jetzt einer erheblichen Änderung bedarf. Auch in dieser Hinsicht sind die islamischen Länder im Aufbruch und Aufstieg!

Derselbe Aufschwung zeigt sich auf dem Gebiet von Handel und Wirtschaft. Auch hier ist das Bestreben bemerkbar, sich von europäischen Beziehungen und Bindungen nach Möglichkeit freizumachen (vgl. oben). Die islamischen Staaten haben unter sich regionale Handelsverträge abgeschlossen. Die nationalen Banken in Ägypten und der Türkei gründen außerhalb der Grenzen ihrer Länder Tochteranstalten. Abendländische Kapitalien werden durch Geldzahlungen aus dem Orient abgelöst. Orientalische Gesellschaften erhalten den Vorzug, wenn Konzessionen zu vergeben sind. Die Welt des Orients verharret nicht mehr in einer passiven Untätigkeit, sie greift aktiv ein und macht sich möglichst unabhängig vom Abendlande, indem sie ihre Lebensbedürfnisse selbst befriedigt. Bisher lagen doch die Dinge so, daß das Abendland seine Erzeugnisse recht preiswert im Orient abzusetzen suchte; so wurde die Entstehung und Entwicklung einer dortigen bodenständigen Industrie mit scheelen Augen angesehen. Ja, das gute einheimische Gewerbe, wie zum Beispiel die so beliebten orientalischen Tücher und Teppiche, wurde durch billigere Nachahmungen vom Markte verdrängt und so zum Teil ausgeschaltet. In der letzten Zeit ist aber hier eine bedeutende Wandlung eingetreten: der Islam gebraucht seine eigenen Kräfte, die noch immer in ihm wohnen, und beweist dadurch die Grundlosigkeit des üblichen Geredes von seiner abnehmenden oder gar absterbenden Lebenskraft (vgl. oben). Er hat in seinen Gebieten eigene Industrien aller Art entstehen lassen und die von ihnen erzeugten Waren durch Einführung hoher Zölle gegen fremdländische Produkte gesichert. Freilich hat der Orient vielfach, worauf schon früher hingewiesen wurde, europäisches Wesen in mannigfacher Gestalt übernehmen müssen und ist dadurch in die Gefahr einer inneren Zersetzung geraten; er hat die Einrichtungen und Fortschrittsergebnisse des Westens angenommen; aber kraft seiner großen Anpassungsfähigkeit (siehe oben) hat er das Fremde sich vielfach angeeignet und in seinen Dienst gestellt. Diese Fähigkeit hat er schon früher, in seiner kampferfüllten Jugendzeit, bewiesen, als er die materiellen und geistigen Güter, die er in den eroberten Ländern vorfand, selbständig verarbeitete und weiter entwickelte; und dazu besitzt er auch heute noch die Kraft.

Der in den letzten Jahrzehnten eingetretene Umbruch der Zivilisation wird von dem noch frischen, unverbrauchten und keineswegs dekadenten Geist der Orientalen mit staunenswerter Leichtigkeit bewältigt. Geradezu unfäßlich für unsere mehr oder minder verbrauchten europäischen Nerven sind die ungeheure Lebenskraft und der energische Schaffensdrang, das zielbewußte Vorwärtstreben der jungen Leute, die jetzt massenhaft nach unseren Hochschulen — so besonders aus Iran und Indien — kommen, und zwar nicht etwa bloß als Nachahmer, nein, bereit und entschlossen zu

eigenem Schaffen und Wirken in der Heimat. Und darin liegt für uns unverkennbar auch eine gewisse Gefahr. Denn diese jungen Studenten gebrauchen nach ihrer Rückkehr ihr bei uns erlerntes Wissen und Können oft besser als wir. Sie haben neben den technischen Errungenschaften des Westens auch die mannigfachen Übelstände kennengelernt, die das Zeitalter der industriellen Revolution in Europa hervorgebracht hat, und haben sich bestimmt vorgenommen, daß in ihrer Heimat es nicht dazu kommen soll. Und das erreichen sie auch. Denn ihr Denken, ihre Gesinnung, auf Grund deren sie ihre Wirtschaft von vornherein organisieren, ist von der unsrigen gänzlich verschieden. Sie geben sich nicht lange mit theoretischen Erwägungen ab, über Staatssozialismus oder -kapitalismus, Freihandel oder Schutz Zoll usw. — sie handeln einfach so, wie es ihnen ihre Religion vorschreibt, die ihr ganzes Lebensgebiet umfaßt, auch den Staat und die Wirtschaft. Jeder Anhänger des Propheten, er mag leben, wo er will, weiß genau darüber Bescheid, was im Koran über die wirtschaftliche Betätigung des Gläubigen verzeichnet steht, und richtet sich danach — natürlich mit einigen durch die jeweiligen regionalen Verhältnisse bedingten Unterschieden.

Mit fast unbegreiflicher Schnelligkeit hat der Orientale das, wozu der Westländer Jahrzehnte, ja Jahrhunderte gebraucht hat, sich angeeignet. Eine Amerikanerin, die den Orient sehr gut kennt, R. Frances Woodsmall, schreibt darüber: „Der Wüstenseik im Irak erblickt gleichmütig die Flugpost von Bagdad nach Kairo, die über seinem Kopf daherbraust, und fragt nicht nach dem Woher und Wohin. Der Kutscher auf dem Ochsenwagen fährt, ohne aus seiner Ruhe zu kommen, auf den rauhen Straßenrand, um die Limousine vorbeizulassen. Das Nebeneinander von Mittelalter und Neuzeit ruft in ihm keine Überraschung hervor; der Wandlungsprozeß, der sich in unserer Epoche des Zusammenpralls zweier verschiedener Zivilisationen, des Ostens und des Westens, vollzieht, hat kein Interesse für den Menschen des Ostens.“ Das liegt aber nicht, wie die Verfasserin meint, an dem „Geist des Fatalismus“, mit dem der orientalische Mensch alle Dinge gottgegeben betrachtet — dem bekannten Geisteszustand des Kismet und Insch'allah! Der Moslem kennt die ganze Gefahr, die ihm und seiner geliebten Religion von dem Einfluß der abendländischen Zivilisation droht. Die Achtung vor der Überlegenheit der europäischen Technik hat erheblich nachgelassen. Die islamischen Völker versehen sich mit den technischen Mitteln Europas und schaffen diese auf der gegebenen Grundlage der ihnen reichlich zu Gebote stehenden Rohstoffe in eigener Herstellung.

Auch darf noch ein gewichtiger Faktor bei der Beurteilung der gegenwärtigen Lage nicht übersehen werden: die natürliche Fruchtbarkeit und das rapide Wachstum der Völker des vorderen Orients. So hatte zum Beispiel Ägypten in den zehn Jahren von 1927—1937 einen Bevölkerungs-

zuwachs von 1,7 Millionen zu verzeichnen; es zeigt auch die höchste Geburtsquote aller islamischen Länder. Es ergibt sich die merkwürdige Tatsache, daß Ägypten, das geschichtlich wohl älteste Land der Erde, dessen Kultur fast fünf Jahrtausende zurückreicht, zugleich das jugendlichste unter den heutigen Völkern ist: im Land der Pharaonen ist die Hälfte des Volkes unter 18 Jahren! Man bedenke dabei, daß die Volksmitte in England und Frankreich 35 Jahre beträgt, im heutigen Deutschland aber nicht viel weniger, nämlich 33 Jahre! Auch Indien gehört (mit 21 Jahren) zu den „jüngsten“ Ländern.

Die beiden Rohstoffe, die die Bedeutung der islamischen Welt für den Welthandel in stets steigendem Maße haben hervortreten lassen, sind Erdöl und Baumwolle¹. Europa braucht bei seiner fortschreitenden Industrialisierung diese Rohstoffe dringend nötig, und als sich auf Grund eingehender Untersuchungen ergab, daß der bis dahin als wirtschaftlich arm geltende islamische Raum gerade jene Stoffe in reichstem Maße sein eigen nannte, schnellte bei der kritischen Prüfung der wirtschaftlichen Möglichkeiten des Orients das Zünglein an der Waage zugunsten des nahen Ostens rapide empor. Gerade zu einem Zeitpunkt, als man neben der Kohle das Erdöl als unentbehrlich für die Energiewirtschaft der Welt erkannte, entdeckte man das reichliche Vorkommen dieses wertvollen Stoffes in den orientalischen Gebieten — in erster Linie im heutigen Iran (damals noch Persien genannt). Es war im Jahre 1900, als ein kanadischer Ingenieur namens d'Arcy, der im Dienst des persischen Schah stand, im südlichen Persien reiche Ölfelder entdeckte. Er erhielt schon 1901 vom Schah eine Monopolkonzession für Erdölbohrungen auf dem ganzen persischen Staatsgebiet außer einigen Nordprovinzen. Zwei Jahre später gründete d'Arcy eine Gesellschaft zur Ausbeutung der Quellen, die dann den Betrieb der neuentdeckten Ölfelder an die jetzt noch bestehende „Anglo Persian Oil Company“ übertrug (sie hat nur jetzt ihren Titel entsprechend geändert in „Anglo Iranian Oil Co.“). Sie geriet jedoch bald in finanzielle Schwierigkeiten wegen der erheblich höheren Kosten der Bohrungen, die man so hoch nicht eingeschätzt hatte. Jetzt trat die englische Regierung auf den Plan, und es war niemand anders als der berühmte Winston Churchill, der schon damals die Bedeutung des Erdöls für die zukünftige Versorgung der britischen Flotte mit Brennstoff erkannte und es in dem von dem äußerst vorsichtigen Asquith geleiteten englischen Ministerrat durchsetzte, daß die britische Admiralität im Auftrag der Regierung die Mehrzahl der Aktien der Anglo-Persian übernahm und so die Oberaufsicht über die südpersischen Ölfelder erhielt.

Um die türkischen Erdölinteressen zwischen Bagdad und Mossul, längs der damals erst geplanten Eisenbahnstrecke, spielte bis zum Ausbruch des Weltkrieges ein erbitterter Wettkampf zwischen englischen, amerikanischen

¹ Nähere Angaben darüber bei P. Schmitz a. a. O., S. 139 ff.

und deutschen Gruppen. Damals kam sogar auch eine deutsch-englische Interessengemeinschaft zustande: 1912 wurde die „Türkische Petroleumgesellschaft“ gegründet, an der die Royal Dutch Shell (Henry Deterding!), die Deutsche Bank in Berlin und die Türkische Nationalbank beteiligt waren; sie erhielten die ausschließliche Erdölkonzession für die türkischen Provinzen Bagdad und Mossul. Nach dem Zusammenbruch der Türkei besetzten englische Truppen die Erdölgebiete; damit schienen in absehbarer Zeit die englischen Ansprüche und Forderungen gesichert. Um die mesopotamischen Erdölfelder entbrannte jedoch bald noch eine erbitterte Fehde zuerst zwischen England und Frankreich und dann zwischen der britischen Regierung und der „Standard-Oil“, der mächtigsten amerikanischen Interessengruppe, die sich aber durch riesige Bestechungsgelder von Seiten Englands bewegen ließ, aus der Konkurrenz auszuschneiden. Schließlich erhielt die Türkische Petroleumgesellschaft 1925 von der Regierung des englandhörigen Irak eine 75jährige Konzession, die auf die „Irak Petrol Co.“ überging. Diese beutet heute die sogenannten Kirkuk-Felder aus, die durch zwei über 2000 km lange Rohrleitungen direkt mit dem Mittelmeer verbunden sind (die Endpunkte liegen in Tripoli in Syrien und dem jetzt viel genarnnten Haifa in Palästina).

Übrigens sind die vorderasiatischen Erdölvorkommen nicht auf die süd-iranischen und mesopotamischen Felder beschränkt; eine breite Zone von Erdöl reicht von der arabischen Küste des Roten Meeres bis zum Iranischen Golf und von hier über Südiran mit seinen Ölfeldern nach dem Norden und Nordosten des Landes bis nach Afghanistan hin. Somit ist der Reichtum jener Länder an diesem kostbaren Stoff noch in absehbarer Zeit nicht zu erschöpfen. Die große amerikanische Standard Oil Co. beutet schon jetzt auf den im Iranischen Golf gelegenen Bahrein-Inseln riesige Ölfelder aus; an der arabischen Küste hat Ibn Saud ebenfalls den Amerikanern Konzessionen eingeräumt, und der Schah vom Iran hat 1937 die nordiranischen Ölfelder gleichfalls an die amerikanische Gesellschaft vergeben. Die englische Anglo-Iranian hat also in Iran nicht mehr allein Ausbeutungsrechte — und hat in jüngster Zeit (1940) einen empfindlichen Schlag erlitten, der für sie und damit für die hinter ihr stehende englische Regierung die verhängnisvollsten Folgen nach sich ziehen kann: im Juni kündigte die iranische Regierung überraschend den Kreditvertrag mit England, da die iranischen Bestellungen von England monatelang in der Schwebe gelassen und dann abgelehnt wurden. Das war nur der Auftakt zu einem größeren Konflikt, der seit dem Juli zwischen dem Iran und der Anglo-Iranian Oil Co. entstanden ist. Die Anglo-Iranian gehört ohne Zweifel zu den größten Petroleumgesellschaften der Welt, aber ihre außerordentliche Bedeutung liegt darin, daß ihr Großaktionär, wie oben erwähnt, die britische Admiralität ist. Wenn die iranische Regierung es auf einen Streit mit der Petroleumgesellschaft ankommen läßt, so ruft sie praktisch einen

Konflikt mit der englischen Regierung selbst hervor. Dies gibt der im Gange befindlichen Auseinandersetzung ihren politischen Hintergrund. Es ist für das Machtbewußtsein und Nationalgefühl eines im Vergleich mit seiner räumlichen Ausdehnung doch politisch ziemlich unbedeutenden Staates wie Iran höchst bezeichnend, daß er es jetzt riskiert, dem mächtigen, bisher auch im Orient so gefürchteten Albion den Fehdehandschuh hinzuwerfen!

Die ägyptische Baumwolle, die qualitativ beste der Welt, wird in Zukunft nicht mehr lediglich in dem englischen Industriegebiet von Lancashire zur Verarbeitung gelangen, sondern in erster Linie im eigenen Lande für die eigenen Bedürfnisse seiner Bewohner. Hierdurch wurden gleichzeitig mehrere Ziele erreicht: zunächst befreite sich die ägyptische Industrie von der unbedingten Abhängigkeit vom Abendlande; sodann wurden dadurch für die immer stärker anschwellende Bevölkerung (vgl. oben) Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten geschaffen; endlich berücksichtigte man auch hier die wirtschaftlich bekannte Tatsache, daß bei Verarbeitung des Rohstoffes am Herstellungsplatz die fertige Ware billiger wird, als wenn sie durch hinzukommende Transportkosten sich verteuert. So hat der islamische Nationalismus auch auf wirtschaftlichem Gebiet sein Banner entfaltet, und es bedarf wohl keiner längeren Beweisführung, daß dadurch dem europäischen Export schwerer Schaden zugefügt wurde und die tonangebende englische Industrie künftighin mit geringeren Verkaufsquoten rechnen muß. — Außer Ägypten besitzt England allerdings noch andere Baumwoll-erzeugungsgebiete, die seiner Kontrolle unterstehen, so Indien, vor allem aber den Sudan, das „Baumwolland der Zukunft“, wie unterrichtete Engländer es auch bezeichnet haben. England hat außerdem noch im Irak und in Kleinasien Baumwollgebiete, die mit englischem Kapital gegründet worden sind.

In Syrien gibt sich Frankreich große Mühe um die Förderung von Baumwollkulturen. Deutschland hat im Iran starkes Interesse an dem Anbau von Baumwolle und sucht hier in Gemeinschaft mit der Staatsleitung neue Möglichkeiten zur Befriedigung unserer Baumwollbedürfnisse zu beschaffen. — In den ägyptischen Textilfabriken waren (bis 1939) schon zirka 120000 Arbeiter beschäftigt. Auch sonst ist die Industrialisierung dieses Landes bereits recht vorgeschritten. Hierbei greift überall der Staat selbst tatkräftig ein, von der vernünftigen Erkenntnis geleitet, daß es ganz unmöglich ist, die schnell anwachsende Einwohnerschaft allein in der Landwirtschaft ihren Erwerb finden zu lassen. — In Ägypten ist neuerdings, ähnlich wie im Iran und in der Türkei, der Boden auch auf Mineral-schätze untersucht worden. Zink- und Manganerzminen sind bereits im Abbau; ja man hat sogar Goldminen erschlossen! Am Roten Meer wurde auch das Vorkommen von Erdöl festgestellt. Die Katarakte des Nil sollen zur Gewinnung elektrischer Kraft ausgenutzt werden, desgleichen die

Wasserfälle bei Assuan und Assiut; so macht man sich von der dort mangelnden Kohle unabhängig.

Die Türkei sieht schon seit der siegreichen Beendigung ihres Freiheitskampfes den Betrieb der Industrie auf Grund eigener Rohstoffverarbeitung als ein wesentliches Moment für den Weiterbestand des Staates und seine Unabhängigkeit vom Auslande an. Bei der Untersuchung des Bodens (siehe oben) fand man 1937 eine Eisenerzmine, die einen Gehalt von 68% Eisen besitzt — mehr als alle seither bekannten Minen dieser Art, vor denen nur zwei einen Gehalt von 65% Eisen aufweisen können! — In der Türkei gibt es gegenwärtig, abgesehen von der Textil- und Bergwerksindustrie, Zellstoff-, Glas- und chemische Industrien. Hier arbeiten fast ausschließlich türkische Untertanen, nur ausnahmsweise, wenn es gar nicht anders geht, werden ausländische Fachleute herangeholt. Die Türkei hat zwei Fünfjahrespläne aufgestellt, bei deren Durchführung allerdings, außer einem bedeutenden Staatskredit, auch russische Hilfe beansprucht wurde. Nach planmäßiger Erledigung der Fünfjahrespläne wird die Türkei ihren Bedarf an Baumwolle zur Hälfte, an Papier vollständig aus eigener Produktion decken! Sogar eine Schwerindustrie soll ins Leben gerufen werden, Hochöfen sind schon errichtet worden, um selbst produzierte Erze verhütten zu können. — So zeigt sich auch hier ganz unverhüllt und unverkennbar das Bemühen, sich vom Abendlande, von seinen Erzeugnissen, seiner wirtschaftlichen Bevormundung und Beherrschung möglichst ganz freizumachen. — Ähnliche Bestrebungen treten auch in Iran und im Irak hervor: Die dortige Industrialisierung vollzieht sich, wenn auch in etwas langsamerem Tempo, auf dem Fundament der Naturschätze des eigenen Landes, die wenigstens so weit dort verarbeitet werden sollen, bis der Eigenbedarf gedeckt ist.

In all diesen Bestrebungen auf wirtschaftlichem Gebiet offenbart sich deutlich eine Erstarkung des islamischen Nationalgefühls. Seit dem Weltkriege ist eine neue Kraft im Orient emporgestiegen, der islamische Nationalismus. Sie hat auch auf dem Gebiet der großen Politik beträchtliche Wandlungen gezeitigt. Schon vor dem Kriege von 1914 waren, hauptsächlich in der Türkei, in Persien und Ägypten, die stark nationalistisch gefärbten jungorientalischen Bewegungen hervorgetreten, die in der Türkei zum Sturz des despotischen Regiments eines Abdul Hamid geführt hatten; von ihnen kann hier, da ihre Geschichte schon weiter zurückliegt, nicht eingehender gehandelt werden. Im islamischen Nationalismus vereinigen sich zwei Elemente miteinander: das religiöse und das nationale. Gegenüber den imperialistischen Erbansprüchen, auf Grund deren die westländischen Mächte nach dem Weltkriege eine sichere Beute unter sich zu verteilen hofften, entstand eine orientalisches-islamische Schicksalsgemeinschaft, und zwar auf dem Fundament der einigenden Kraft ihres gemeinsamen Glaubens. Diesem Solidaritätsgefühl taten die beim Neubau der islamischen Welt zutage tretenden Separationsbestrebungen keinerlei

Abbruch. Von jenem Abwehrkampf gingen starke Kräfte des Zusammenhalts auf die einzelnen mohammedanischen Staaten aus. Ein islamisches Großreich zu schaffen, ist nie versucht worden. Es steht dagegen unzweifelhaft fest, daß der Islam wieder neue Lebenskräfte wirken zu lassen vermochte, aus seiner hoffnungslosen Erstarrung erwacht, wieder ein sehr lebendiger Faktor, mit dem die Westmächte rechnen müssen, geworden ist, als er den Entschluß faßte, dem nationalen Kampf um die Erhaltung der Unabhängigkeit seiner Staaten eine Art religiöse Weihe zu geben. So sahen (und sehen) wir überall, wo solche nationalen Kämpfe zum Austrag kamen, wie im Irak, in Iran und jetzt in Palästina, daß die islamische Geistlichkeit dort in der vordersten Linie stand. Diese nahe Beziehung zwischen der Religion und dem Nationalismus ist nirgends deutlicher zutage getreten als in der panarabischen Bewegung. Von ihr ist vorher in anderem Zusammenhang bereits die Rede gewesen.

Für das Bewußtsein der islamischen Zusammengehörigkeit ist noch immer die heilige Stadt Mekka von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Mekka, wo alljährlich einmal die großen Pilgerscharen aus aller Herren Ländern sich in gemeinsamem Gebet und frommen Andachtsübungen vereinen, ist noch immer das „Herz“ des Islam, der „religiöse Brennpunkt“ der Religion des Propheten von Mekka¹ — während Kairo den geistigen Mittelpunkt darstellt (vgl. oben); seit 1937 beteiligt sich auch das offizielle Ägypten wieder an der Pilgerfahrt, nachdem es zehn Jahre lang infolge eines ärgerlichen Zwischenfalles mit fanatischen Anhängern Ibn Sauds grollend beiseite gestanden hatte. Von Mekka her strömen auch allerlei politische Einflüsse in die Welt des Islam, die eben aus dem gemeinsamen religiösen Erlebnis herkommen, das hier vor sich geht, aus der lebendigen Annäherung, die hier in den Wochen des Fastenmonats Ramadan unter den Menschen der mohammedanischen Welt sich vollzieht. Sie gelangen dabei mit Gewißheit zu der Einsicht, daß eine Art von Zusammengehörigkeit unter ihnen vorhanden ist, die jedoch nur weiterbestehen und Weltgeltung erlangen kann, wenn die Reihen der Gläubigen fest und einig zusammenstehen in der gemeinsamen Abwehr des gemeinsamen Feindes: des Abendlandes, seines verderblichen Einflusses und seiner Machtansprüche.

So machten sich schon bald nach dem Ausgang des Weltkrieges bei den islamischen Staaten Versuche bemerkbar, die wieder errungene Freiheit auch durch Verträge zu festigen. 1921 wurde mit Vermittlung der russischen Regierung in Moskau ein afghanisch-türkischer Vertrag abgeschlossen. In diesem wurde beiderseits der feste Entschluß ausgesprochen, sich von abendländischen Einflüssen fernzuhalten und sich gegenseitige Hilfe zu gewährleisten, falls eine fremdländische Macht sie angreife. Noch im gleichen Jahre kam, ebenfalls mit russischer Unterstützung, ein Vertrag zwischen der Türkei und Iran zustande, mit denselben Bindungen; zwei

¹ P. Schmitz, S. 113.

Jahre später kamen auch Iran und Afghanistan auf dieser Basis zusammen. Ein offizieller Staatsbesuch, den der iranische Schah Riza Pelehwî (siehe oben) bei Kemal, genannt Atatürk, in dessen Hauptstadt Ankara machte, besiegelte den neuen Freundschaftsbund zwischen den weit über 1000 Jahre durch den Gegensatz zwischen der schiitischen und der sunnitischen Religionsgemeinschaft geschiedenen großen islamischen Reichen. Seitdem wurde die Zusammenarbeit der beiden Mächte äußerst reg; wiederholt kam es vor, daß sie sich in einer Front als enge Verbündete in gemeinsamen politischen Fragen zusammenfanden. — Schon 1932 wurde der Plan gefaßt zu einer Erweiterung dieses Paktes auf das Zweistromland Irak. Nachdem 1936 in Bagdad durch einen Staatsstreich eine Regierung zur Herrschaft gelangt war, die sich offensichtlich bemühte, sich aus den Banden der englischen Bevormundung zu lösen, wurden die Beziehungen Bagdads zu Ankara auf eine breitere Grundlage gestellt und täglich herzlicher. Die neugeschaffene Armee des Irak wurde durch türkische Offiziere geschult, auch wirtschaftlich suchte die Türkei den irakischen Staat zu fördern, vor allem durch die Vollendung der Bagdadbahn (siehe oben). So kam 1937 der sogenannte asiatische oder Saadabad-Pakt zwischen den vier genannten Staaten zustande. Sie verpflichteten sich dadurch, die Unverletzbarkeit ihrer Grenzen sich gegenseitig zu garantieren, sich nicht in die inneren Verhältnisse der Vertragspartner einzumischen und bei der Wahrung gemeinsamer Interessen in internationalen Fragen Hand in Hand zu gehen. Der Vertrag ist zunächst auf fünf Jahre geschlossen worden und soll danach für denselben Zeitraum verlängert werden. — Neuerdings hat sich England bemüht, diesen Pakt in ein Militärbündnis umzuwandeln, ist aber dabei auf den stärksten Widerstand der beteiligten Mächte gestoßen. Eine ägyptische Zeitung bemerkt dazu, der Saadabad-Pakt sei ein reines Freundschaftsbündnis; jede Verpflichtung militärischer Natur sei von vornherein ausgeschlossen. Iran und Afghanistan haben auch wiederholt den Wunsch geäußert, in dem europäischen Konflikt neutral zu bleiben. Englands Absicht, mit Hilfe des mit der Türkei abgeschlossenen Militärvertrages auch die mit dem türkischen Reich verbündeten Mächte auf seiner Seite in den Krieg hineinzuziehen, ist damit gescheitert.

Auch in dem von Arabern bewohnten islamischen Raum wurden langjährige Gegensätze ausgeglichen. Die Söhne des von Ibn Saud vertriebenen Scherifs von Mekka Hussein (siehe oben), die mit englischer Hilfsstellung zur Herrschaft über den Irak und Transjordanien gelangt waren, hegten erklärlicherweise gegen den erbitterten Feind ihres Vaters Abneigung und Groll im Herzen. Indes kam auch hier 1936 eine Versöhnung zustande. Der Irak schloß mit Saudi-Arabien ein Bündnis, das für die Zukunft vielleicht als Ausgangspunkt einer engeren Gemeinschaft zwischen allen arabischen Ländern angesehen werden kann. Im folgenden Jahre trat auch der kleinere Yemen als dritter Partner hinzu.

Auch zwischen Ägypten und der Türkei hatten jahrelange Streitfragen geschwebt; diese wurden ebenfalls im Jahre 1937 ins Reine gebracht; es kam zum Abschluß eines türkisch-ägyptischen Freundschaftsvertrages; zu dem von der Türkei erstrebten Militärbündnis mit Ägypten kam es freilich noch nicht, da das ägyptische Heer noch zu wenig gleichwertig erschien. — Von der Annäherung Kairos an Ibn Saud ist schon oben berichtet worden. — Von diesem ausgedehnten islamischen Vertragssystem blieben Syrien, Palästina und Transjordanien vorläufig noch ausgeschaltet, da sie nicht über ihre freie Entschlußfähigkeit zu verfügen hatten. Ohne Zweifel werden aber auch diese Länder den Anschluß an die bereits zusammengeschlossene Gruppe der islamischen Mächte zu erreichen suchen, sobald sie die verhaßten Ketten gesprengt haben; und dazu besteht in der Gegenwart begründete Aussicht.

Der arabische Nationalismus glaubte schon einmal am Ende des Weltkrieges mit Hilfe des siegreichen Albions am Ziel seiner Wünsche zu stehen. Die arabischen Stämme waren bekanntlich während des Krieges von der Türkei abgefallen und auf Englands Seite getreten, um die Macht der Hohen Pforte zu untergraben; welche Rolle der übrigens sonst redliche Oberst Lawrence dabei gespielt hat, ist hinlänglich aus seinem Buche „Aufstand in der Wüste“ bekannt. Da griff das „perfide Albion“ auch hier wieder zum abscheulichsten Verrat und betrog den gutgläubigen arabischen Waffengenossen um den versprochenen Lohn seiner Hilfe. Kein Geringerer als der ehemalige englische Ministerpräsident MacDonald hat damals, vor fast 20 Jahren, zum ersten und wohl auch letzten Male den Mut zu einem offenen Bekenntnis der englischen Doppelzüngigkeit und Wortbrüchigkeit gefunden und seinen Landsleuten in einer öffentlichen Rede ihre Schuld vorgehalten: „Wir haben“, so sagte er, „im vorderen Orient ein böses Spiel getrieben, das einst böse Folgen haben kann“ (diese Prophezeiung ist inzwischen eingetroffen). „Den Arabern drückten wir das Schwert in die Hand zum Aufruhr gegen die Türkei und versprachen ihnen ein großarabisches Königreich mit Palästina. Kaltblütig hetzten wir gleichzeitig die Juden in den Rücken der Araber und schworen, ihnen freies Siedlungsrecht und volle Herrschaft über Palästina für diese Hilfe zu sichern. Nicht genug damit, unterzeichneten wir mit Frankreich ein Geheimabkommen zur Aufteilung des Gebietes, das gerade der Generalgouverneur von Ägypten in unserem Auftrage den Arabern versprochen hatte. Unsere Politik im vorderen Orient ist ein Kapitel gefährlichen Doppelspiels. Uns bleibt nur die Hoffnung, auf die Dauer seinen fast unausbleiblichen und ernsten Folgen ausweichen und entgehen zu können.“ Soweit das Bekenntnis eines im allgemeinen ehrlichen Mannes, wie es der Schotte MacDonald war. Seine zuletzt ausgesprochene Hoffnung scheint sich freilich nicht erfüllen zu wollen. Sein freimütiges Eingeständnis von Englands riesengroßer Schuld an den islamischen Völkern des Nahen Ostens liefert uns jetzt den Schlüssel zu

allen dortigen, gegenwärtigen und künftigen Vorgängen. England sieht sich jetzt in die üble Zwangslage versetzt, den Wechsel, den es damals mit Lug und Trug und dem Blute anderer (wie auch sonst) auf seine zukünftige Machtstellung im Orient ausgestellt hat, mit Zins und Zinseszins einlösen zu müssen. Mit seiner üblichen Gewissenlosigkeit hat es jetzt in dem neuen Kriege versucht, einen von seinen Hilfsvölkern gebildeten Ring im nahen Osten zusammenzuschmieden. Es ist bereits oben darauf hingewiesen worden, daß seine Bemühungen, die durch den Saadabad-Vertrag verbundenen vier Staaten zur Teilnahme am Krieg auf seiner Seite zu zwingen, fruchtlos geblieben sind. Die Türkei — wohl durch die anders, als man dort erwartet hatte, verlaufene Entwicklung des Krieges stark ernüchtert — besann sich wieder auf ihre eigenen Interessen und auf die Notwendigkeit erträglicher Beziehungen zu ihrem großen Nachbarn im Norden. Sie sucht ihr bis zum Abschluß des englisch-französischen Paktes recht gutes Verhältnis zu Rußland wieder besser zu gestalten. Man rechnet offenbar in Ankara und Moskau damit, daß die neu begonnenen Verhandlungen mit Rußland rasch zum Erfolg führen werden und daß der bisher unterbliebene Abschluß eines russisch-türkischen Nichtangriffspaktes nicht mehr lange auf sich warten lassen werde (nach der Mitteilung italienischer Blätter). In Moskau, heißt es in diesen Berichten, nehme man an, daß die Türkei den Dreierpakt mit England und Frankreich auch offiziell aufgeben werde, nachdem ja Frankreich praktisch schon ausgeschieden sei. Auf jeden Fall ist so viel gewiß, daß die Türkei in der Gegenwart nicht mehr daran denkt, den Engländern irgendwelche Waffenhilfe zu leisten. Die Türkei treibt eben jetzt ihre eigene Politik und will nicht, wie früher vor Kemals Auftreten, macht- und willenlos lediglich von westländischen Interessen ihr Schicksal bestimmen lassen.

Auch der so lange englischen Einflüssen unterworfenen Irak (siehe oben) tritt jetzt dem bisher so gefürchteten Albion gegenüber nicht mehr als ergebener und gehorsamer Diener auf. Hier meldeten sich die großenteils traditionell englandfeindlichen Militärkreise zum Wort und hinderten durch den Ausbruch einer offenen Offiziersrevolte die englandhörige Regierung an der Befolgung des englischen Befehls, Deutschland und Italien den Krieg zu erklären. — Auch die iranische Regierung rückt deutlich von England ab. Über ihren heftigen Konflikt mit der britischen Admiralität wegen der Ölausbeutung ist bereits gesprochen worden. Die Sympathie für England und seine Methoden wird dadurch in Iran sicher nicht stärker geworden sein. — Daß endlich auch Afghanistan sich vom englischen Einfluß gelöst und mit Rußland einen Vertrag geschlossen hat, der für den britischen Besitz in Indien noch einmal recht bedenkliche Folgen zeitigen kann, ist ebenfalls an anderer Stelle schon erwähnt worden.

In Ägypten liegen die Verhältnisse etwas anders. Daß alle Garantieverträge im Bereich des östlichen Mittelmeeres ihren praktischen Wert ver-

loren haben, ist jedermann klar. Geblieben ist nur, wenigstens im Falle Ägypten, die Gefahr, die mit dem englischen Schutz oder vielmehr mit der englischen Herrschaft in Ägypten verbunden ist. Die ägyptische Regierung ist entschlossen, einen Krieg mit Italien zu vermeiden — ein Entschluß, dem sie erst neuerdings (im September 1940) wieder Ausdruck gegeben hat; aber England will sie zur Kriegserklärung gegen Italien zwingen. Diese für Ägypten katastrophale Zwangslage wird vortrefflich gekennzeichnet in einem Aufsatz von Luigi Federzoni in der Zeitschrift „Das Reich“ vom 1. September 1940, „Die ägyptische Tragödie“, wo es heißt: „Es besteht kein Zweifel, daß die Tragödie, die Ägypten heute erlebt, eine der schmerzlichsten und kompliziertesten unter den vielen Völkertragödien ist, die durch diesen Krieg ausgelöst wurden. Gefesselt durch ein Zwangsbündnis, das in Wirklichkeit nur eine kaltblütige Verkleidung der Unterdrückung bedeutet, muß diese unglückselige Nation in ihrer völligen politischen und militärischen Entwaffnung die Ereignisse dieses Krieges solidarisch mit jener Macht ertragen, durch die sie tyrannisiert wird und gegenüber der sie in einem unüberbrückbaren ideellen und wirtschaftlichen Gegensatz steht. Denn es ist klar, daß das letzte Ziel Ägyptens die Erlangung seiner vollständigen Unabhängigkeit und seiner freien geistigen und materiellen Entwicklung sein würde. Das ist aber gerade, was England unter keinen Umständen zugeben kann und will. Italien hingegen betrachtet es auch für sich selbst als äußerst vorteilhaft, daß Ägypten selbständig sei und sich frei entwickeln könne, in der vollen Auswertung aller seiner beträchtlichen produktiven und kulturellen Kräfte... Die Freundschaft zwischen Italien und Ägypten ist eine natürliche und völlig unbeeinflusste Tatsache, die auf den gegebenen geographischen und geschichtlichen Vorbedingungen beruht. Die ganze Vergangenheit legt Zeugnis dafür ab. Die dauernd herzlichen Beziehungen und die Zusammenarbeit der zahlreichen arbeitsliebenden und rechtschaffenen italienischen Bewohner mit der ägyptischen Bevölkerung bestätigen dies eindeutig... Ägypten, so sagte einst Ismail, der Herrliche (der Khedive, unter dem 1869 der Suezkanal vollendet wurde), hat aufgehört, ein Teil Afrikas zu sein. Die vollständige Neuordnung des Staats- und Gesetzwesens, die fruchtbare Entwicklung der Wissenschaften, die imponierende Menge öffentlicher Bauten, die gewaltige Ausdehnung der Kulturen, ferner die Schaffung eines brauchbaren militärischen Apparates sowie die Steigerung der geographischen Forschungen — kurzum, die Vielzahl von Erneuerungen haben Ägypten rasch auf die Stufe der Staaten gestellt, die ihre eigene Persönlichkeit zu behaupten vermögen und die imstande sind, an dem gemeinsamen Fortschritt der Menschheit mitzuarbeiten. Die Neuheit und die Größe der Aufgabe überstiegen aber zweifellos die Kräfte des damaligen Ägypten. Es folgte eine finanzielle Zerrüttung, die England den Vorwand und die Gelegenheit gab, einzugreifen und sich des Landes zu bemächtigen. So konnte England

die Entwicklung jener Nation kontrollieren und eindämmen, deren Wohlstand und Fortschritt ihm über einen gewissen Punkt hinaus nicht mehr zweckentsprechend war . . . Nun war es aber zu spät — Ägypten war wieder erwacht und konnte nicht mehr in das Dunkel seines langen Winterschlafes zurückversetzt werden. Es vollzog sich das Wunder des alten Volkes, das der Geschichte die erste und einzigartigste Blüte der Zivilisation geschenkt hatte . . . Der Glanz einer mächtigen Vergangenheit versprach jenem Volk, das durch den Zuwachs anderer Energien bereichert und gekräftigt worden war, die Möglichkeit einer würdigen Wiedergeburt. Im Ablauf der Zeiten gibt es keinen Gegensatz zwischen alten und jungen Völkern, sondern nur einen Gegensatz zwischen Völkern, die das Siechtum auf sich nehmen und sich mit dem Tode abfinden, und solchen, die sich ihrer großen Vergangenheit nicht nur eitel rühmen, sondern aus ihr einen verpflichtenden Grund schöpfen, zu kämpfen und zu siegen. Es ist klar, daß einer der Beweggründe der Sympathien für Ägypten in der Anerkennung dieser tiefen moralischen Kraft liegt. Dies gilt sowohl für die Italiener der faschistischen Epoche als auch für die anderen Europäer, die die Notwendigkeit einer Neuordnung des internationalen Lebens auf besserer und richtigerer Basis fühlen . . . Die Prüfung des gegenwärtigen Krieges wird für Ägypten sehr schwer sein, da es an eine unnatürliche und unmenschliche Lage gekettet ist und gezwungen wird — wenn auch nur äußerlich —, die Partei seiner Unterdrücker gegen seine Freunde zu ergreifen. Doch kann diese Prüfung große Überraschungen in sich bergen. Sie wird in jedem Falle ein abschließendes Geschehen für die Bildung des ägyptischen Nationalbewußtseins darstellen. In dem gigantischen Ringen, das vom Nordmeer bis zum Indischen Ozean ausgetragen wird, geht es auch um das Leben der ältesten Nation der Welt. Vom Sieg der Achse erwartet auch sie ihre Rettung und Freiheit.“

Welchen Schwierigkeiten Frankreich in Syrien — seinem asiatischen Mandatsgebiet, dem es eigentlich längst seine Selbständigkeit wiederzugeben verpflichtet gewesen wäre — begegnet ist, wie es auch hier zu wiederholten Aufständen der geknechteten Araber gekommen ist, das ist zum Teil aus den Tageszeitungen hinreichend bekannt. Zwar hatten die Franzosen im „Protokoll“ von 1936 den Syrern „politische Unabhängigkeit“¹ versprochen; freilich sollten französische Truppen zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Abwehr äußerer Feinde im Lande bleiben; allein mit der Erfüllung dieser feierlichen Zusage sah es — wie immer — übel aus. Als die französische Verwaltung auf stets wachsende Schwierigkeiten und Widerstände stieß, beschloß die Regierung Ende 1938 von neuem, Syrien nach Maßgabe jenes Versprechens Selbständigkeit zuzubilligen. Aber auch diesmal wurde nichts daraus. Jetzt griffen die führenden Männer des Landes, die sich in der nationalen Vereinigung der Syrer zu-

¹ Reichardt, S. 292; ebenso die folgenden Zitate.

sammengeschlossen hatten, zum passiven Widerstand (wie die Inder); sie beteiligten sich grundsätzlich nicht mehr an der Regierung und ließen auch die Herrschaft der französischen Verwaltung ohne jede Unterstützung. Die Antwort Frankreichs war die Anwendung brutaler Gewalt: Ausnahmezustand, Maschinengewehre und Stacheldraht in Damaskus! Frankreich war fest entschlossen, Syrien nicht aufzugeben; es hätte ja damit am Mittelmeer seine beste „strategische Position“ verloren — und im Nahen Osten seine „moralische“ Stellung! Das jetzt so oft angewandte Wort „Prestige“ ist nicht zufällig französischer Herkunft — die Franzosen selbst führen es stets im Munde, ebenso wie die „Gloire“, und richten ihre ganze Politik danach ein. Nun hat freilich gerade in Syrien die französische Prestige eine Schlappe nach der anderen einstecken müssen, schon allein durch den fortwährenden Wechsel der dortigen Regierung. Ihre Unfähigkeit in der Verwaltung, die niemals folgerichtig, dauerhaft und autoritär durchgeführt war (wie auch sonst), offenbarte auch in Syrien ihre Schwäche. Der Islamit lernte Frankreich verachten trotz aller schönen Worte von „Frankreichs Größe“, seiner kulturellen Bedeutung, dem Segen seiner Verwaltung für seine Kolonien und alle ihm ergebene Völker usw. — wie die bekannten französischen Phrasen alle lauten. Wie dieser „Segen“ in Wirklichkeit beschaffen war, hat Syrien so gut wie andere unter französischer Knute stehenden Länder erfahren. Erst kürzlich wurde der Führer der syrischen Araber, Schabander, meuchlerisch erschossen.

Auf die gegenwärtigen Verhältnisse in Palästina muß hier wohl etwas näher eingegangen werden. Es gilt die Bilanz des Verlaufs der letzten Jahre zu ziehen. Englands Palästina-Politik ist in ein neues Stadium eingetreten. Nach dem Scheitern der Palästina-Konferenz, die sechs Wochen lang vergeblich um eine Einigung der sich bekämpfenden beiden Parteien der Araber und Juden gerungen hatte, und nach der allseitigen Ablehnung der englischen Vorschläge, die auf die Gründung eines selbständigen arabischen Staates, aber mit Weiterbestehen des wenn auch beschränkten Rechtes der jüdischen Einwanderung hinausliefen, ist von amtlicher Seite in England erklärt worden, daß die englische Regierung nach einer bestimmten Übergangszeit und einer vorbereitenden Frist von fünf Jahren sich von der sogenannten Balfour-Deklaration und dem palästinensischen Mandat endgültig lossagen werde.

Anfang Januar 1939 richtete Ibn Saud ein Schreiben an Roosevelt „für Gerechtigkeit in Palästina“, worin er u. a. darauf hinwies, wie das Judentum des heiligen Landes ein Volk sei, „dessen heimatlose Gruppen von allen Teilen der Welt nach Palästina geschickt wurden“. Das kann man von den Arabern dort sicher nicht behaupten; sie sind ein bodenständiges, seit der Eroberung Palästinas nach Mohammeds Tode, also weit über 1000 Jahre ansässiges Volk, das von jeher die gleiche Lebenshaltung und Bildung, gleiche Gebräuche und Sitten und die gleiche Weltanschauung

gehabt hat und nicht aus gänzlich verschiedenen, himmelweit auseinanderklaffenden Menschengruppen zusammengesetzt war, die erst zu einem einheitlichen „Volk“ zusammengeschweißt werden sollten. So ist es nicht erstaunlich, daß die Araber Palästinas entschlossen waren, eher Besitz und Eigentum, ja Blut und Leben für ihre verlorene Freiheit zu opfern als zugeben, „das Land der Araber an ein Volk zu geben, das nach Art und Lebensgewohnheiten völlig verschieden ist von den Arabern“, wie es in dem Schreiben Ibn Sauds an Roosevelt heißt. Selbst der damalige englische Kolonialminister Mac Donald hat im Februar 1939 im Unterhaus gesagt, man müsse sich nicht nur in die Lage der Juden, sondern auch der Araber versetzen. Er äußerte: „Wenn ich ein Araber wäre, würde ich auch durch die immer zunehmende Einwanderung der Juden beunruhigt sein.“ Auch erkannte er den wahren Patriotismus der Araber an.

1938 erschien ein vortrefflich orientierendes Buch von Giselher Wirsing: „Engländer, Juden, Araber in Palästina.“ Darin weist der Verfasser u. a. auf Grund seiner genauen und eingehenden Kenntnis aller hierauf bezüglichen Urkunden, Abkommen, Verträge usw. den unbezweifelbaren Rechtsanspruch der Araber auf Palästina nach und nennt die englisch-französische Geheimdiplomatie im Weltkriege (siehe oben) den peinlichsten Schacherhandel mit Ländern und Völkern, der bisher in unserem glorreichen Jahrhundert vorgekommen sei. Wirsing weist sodann hin auf das offen zutage tretende jüdische Bestreben, aus Palästina einen modernen Judenstaat zu machen und die einheimischen Araber gänzlich hinauszudrängen. Der bekannte Führer der Zionisten, Chaim Weizmann, sprach schon im Februar 1919 auf der Friedenskonferenz sich in diesem Sinne unverhohlen aus: „Wir verstehen“, so sagte er, „unter einer jüdischen nationalen Heimstätte die Schaffung solcher Bedingungen in Palästina, die es uns ermöglichen, 50—60000 Juden jährlich ins Land zu bringen.“ Daß bei weiterer Entwicklung solcher Verhältnisse auch das Schicksal der blühenden deutschen Kolonien in Palästina sehr bedroht sein würde, vornehmlich in Sarona, wo die schon auf etwa 150000 Einwohner angewachsene Judenkolonie Tel-Aviv die deutschen Landsleute bald aus dem Lande drängen wird — worauf Wirsing auch aufmerksam macht —, sei nur am Rande erwähnt. Das sind freilich nur einige hundert Menschen, um die es sich hier handelt; die einheimische arabische Bevölkerung wird jedoch auf etwa 900 000 angegeben! Daß diese Menschen sich mit aller Energie gegen ihre Vergewaltigung zur Wehr setzen, ist nur zu begreiflich.

Die Verkörperung des nationalen Strebens der Araber in Palästina ist der „Großmufti“ von Jerusalem, Emin el-Husseini. Schon vor 20 Jahren war er (erst 25 Jahre alt) der Führer der damals unter den Arabern auf Grund der Nichteinlösung englischer Versprechungen ausgebrochenen Unruhen. Es gelang ihm, vor den Nachstellungen der Engländer, die ihn festnehmen wollten, nach Syrien zu entkommen, wo er von Beirut aus weiterhin

der spiritus rector des arabischen Freiheitskampfes im heiligen Lande ist; die jüdische Palästina-Zeitung Haarez („Das Land“) bezeichnete ihn deshalb vor einiger Zeit spottweise als den „kleinen Hitler von Beirut“. Er hat sich freilich im Jahre 1931 vergeblich bemüht, auf dem nach Jerusalem einberufenen arabisch-mohammedanischen Weltkongreß so etwas wie ein panarabisches oder panislamitisches Zentrum zu schaffen: die nicht in Palästina und Transjordanien wohnhaften Moslems bewiesen kein großes Interesse an seinen Plänen und hatten im ganzen bloß 66 Abgeordnete geschickt. Trotzdem hat diese Versammlung ohne Zweifel ihren Beitrag geleistet zur Befestigung des Widerstandes gegen die angemessene englische Herrschaft. Natürlich hatten die Engländer es auch hier wieder verstanden, die unter den Araberparteien vorhandenen Gegensätze, die durch sehr alte Familienfeindschaften, durch wirtschaftliche Nebenbuhlerschaft oder persönlichen Ehrgeiz entstanden waren und es zu keiner einheitlichen Führung kommen ließen, in schlauer Weise für sich auszunutzen.

In ihrem Rivalitätskampf waren die Araber auch weitgehend im Nachteil gegen die jüdischen Einwanderer durch die geringe Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten, ihre mangelhafte Geistesbildung und nur in den Anfängen hervortretende kulturelle Organisation. Während unter den Juden kaum noch Analphabeten waren, hatten etwa fünf Sechstel der arabischen Einwohner nicht einmal die Anfangsgründe der Bildung sich zu eigen gemacht; freilich auch hier wieder nicht zuletzt durch englische Schuld: auf dem erwähnten Kongreß in Jerusalem wurde seitens der Araber unter den eingereichten vielen Beschwerden auch die vorgebracht, daß die englische Behörde zu wenig Mittel für die Bildung und Erziehung der eingewanderten Bevölkerung bewilligt habe, während die jüdischen Kinder hundertprozentig in Volks- und höheren Schulen und auf der jüdischen Universität unterrichtet würden. In seinem Bericht der „Königlichen Palästina-Kommission“ vom Jahre 1937/38 weist Lord Peel ohne jeden Versuch einer Beschönigung auf diese englische Unterlassungssünde hin: „Es ist höchst bedauerlich“, schreibt er, „daß das Regierungssystem nach 17 Jahren der Mandats Herrschaft das Verlangen der Araber nach Unterricht nicht mehr als zur Hälfte befriedigen kann... Von den arabischen Kindern im Schulalter — sie werden auf 260700 geschätzt — sind in den Regierungsschulen nur annähernd 42700 untergebracht. Arabische Zeugen berechnen, daß gegen 85% der Fellachen noch Analphabeten sind. Das ist um so bedauerlicher, als viele arabische Dörfer bereit sind, zur Errichtung von Schulhäusern beizutragen.“

Unter den höheren englischen Beamten in Palästina sind — wie man gerechterweise zugeben muß — auch noch einige andere gewesen, die Englands Vorgehen im Lande und sein Verhalten gegen die einheimische Bevölkerung rückhaltslos verurteilt haben. So protestierte der oberste englische Richter von Palästina, Macdonell, 1936 gegen die Häusersprengung

in Jaffa, die angeblich aus „sanitären“ Gründen erfolgt war, in Wirklichkeit aber militärischen Zwecken diente. Der anglikanische Bischof von Jerusalem trat für das Recht der Araber auf das Land ein und lehnte in einer öffentlichen Erklärung an die „Times“ die in englischen Kreisen beliebte Rechtfertigung der jüdischen Einwanderung mit biblischen Gründen durchaus ab. Auch der Distrikt-Kommissionar von Jerusalem, Keith Roach, erfreute sich im ganzen Lande der höchsten Wertschätzung. Doch das sind natürlich Ausnahmen, die nur die Regel bestätigen. Sie konnten die immer mehr anwachsende allgemeine Erbitterung über das englische Regime bei der eingesessenen Bevölkerung nicht vermindern oder gar beseitigen. Mußte sie doch fast täglich zusehen, wie die britische Soldateska bei ihren vielen behördlich gebotenen Durchsuchungen von Häusern und Personen sich die größten Ausschreitungen erlaubte, wie die Leute dabei oft schmähsch behandelt und mißhandelt wurden, wie in den Dörfern Kontributionen auf unnötig harte, häufig auch grausame Weise eingetrieben wurden. So war es kein Wunder, daß der Kampf der Araber um ihre Freiheit in immer weiteren Kreisen an Boden gewann und die Begeisterung dafür immer stärker zunahm. Selbst gebildete Araber, die auf englischen Schulen unterrichtet waren und mit Dank daran zurückdachten, die bisher mit den Vertretern der Bildung im „großen“ England gern in Verkehr und Gedankenaustausch gestanden hatten, sahen sich jetzt aufs bitterste enttäuscht und mußten mit allen Illusionen brechen. Von solchen gebildeten arabischen Kreisen wurde alles Material, das man über jene empörenden Vorfälle aufreiben konnte, in einem „Weißbuch“ gesammelt und in England veröffentlicht, wo es damals großes Aufsehen hervorrief. Freilich war in der Folgezeit von einer Änderung der britischen Methoden in Palästina nichts zu spüren.

Ganz schlimm wurde es nun, als im Oktober 1938 der Belagerungszustand ausgesprochen und die höchste Gewalt im Lande von dem obersten militärischen Befehlshaber übernommen wurde. Die Zahl der Truppen wurde aufs Doppelte und Dreifache gebracht, ganze ausgedehnte Bezirke wurden planmäßig, häufig mit Hilfe von 20 oder noch mehr Flugzeugen, durchsucht; alle Personen mußten sich schärfster Kontrolle unterwerfen, besonders in bezug auf Waffen, wobei die schwersten Strafen verhängt wurden: sofortige Verhaftung erfolgte bei Übertretung des Waffenverbots, Fluchtversuche waren mit Niederschießen bedroht. Ganz Palästina glich einem befestigten Feldlager: alle wichtigen Anlagen, wie Bahnhöfe, Wasser- und Elektrizitätswerke, Truppenlager usw. wurden mit Stacheldraht umgeben; an einzelnen Straßen, wie an der von Jerusalem nach Jaffa, wurden in Abständen von 10 km kleine Panzertürme zur Sicherung errichtet; militärische „Säuberungsaktionen“ wurden in großem Ausmaße bei Tag und bei Nacht durchgeführt und dadurch größere kriegerische Handlungen der sogenannten „Freischärler“ ziemlich unmöglich gemacht; an der Nordgrenze Palästinas wurde ein mit Elektrizität geladener Zaun errichtet, um

den Übertritt von Freischärlern von oder nach Syrien zu verhindern. Aber all solche grausamen Maßregeln vermochten die fanatische Entschlossenheit und den unbeugsamen Kampfesmut der aufständischen Araber nicht zu brechen. Diese Tatsache bewiesen bald danach erfolgende Überfälle auf hohe englische Beamte, wobei u. a. einer der obersten englischen Polizei-offiziere erschossen wurde.

Aber auch Verkehr und Handel wurden im ganzen Lande aufs schwerste geschädigt und behindert. Von abends sechs bis morgens fünf Uhr bestand ein allgemeines Ausgehverbot; nur in größeren Ortschaften wurde es etwas gemildert. Ein solches Verbot kann auch für einen ganzen Tag oder gar für zwei Tage über einen Ort oder einen Stadtteil verhängt werden. Der Verkehr von Autos und Autobussen mußte fast ganz eingestellt werden, da ein allgemeines Fahrverbot — außer für Militärpersonen — erlassen wurde. Ebenso erlitt der Handel sehr viel Schaden: die Dampfer wurden nicht rechtzeitig oder überhaupt nicht in den Häfen gelöscht; Fabrikanlagen und Lagerschuppen wurden in Brand gesteckt. In Haifa wurden Märkte zugemauert. Die Landeserzeugnisse, wie besonders Orangen, können nicht rechtzeitig verladen werden und verfaulen zu Millionen. Der Handel und Verkauf im Lande ist auf das Notwendigste beschränkt, da niemand mehr kauft, als was er gerade nötig braucht. — Natürlich hat der sonst so lebhafteste Touristenverkehr ganz aufgehört, wodurch den Einwohnern große Verdienstmöglichkeiten entzogen wurden. Die regelmäßigen Pilgerbesuche aller christlichen Bekenntnisse zu den hohen Festen finden auch nicht mehr statt. Die Hospize, Hotels und Fremdenheime in Jerusalem stehen leer, die Dragomans, das heißt die einheimischen Touristenführer, mußten bei ihren Freunden betteln gehen! Der Verkehr auf der Eisenbahn war in der ersten Hälfte des Jahres 1938 schon auf ein Drittel des früheren Durchschnitts herabgesunken.

Die Bestellung des Landes ist um ein Drittel zurückgegangen, weil viel Saatgut bei den militärischen Aktionen, Haussuchungen und Sprengungen vernichtet wurde und es an den nötigen Arbeitskräften fehlte; man findet auf den Dörfern kaum noch junge, arbeitsfähige Männer; sie sind gefangen, geflohen, gefallen. Und wer noch etwas schaffen könnte, traut sich nicht auf den Acker oder zum Weinberg hinaus aus Furcht vor den Räuberbanden, die das Land unsicher machen, zusammengeführt von Hunger und Beutegier. In den kleinen Kramläden sieht man Fellachenfrauen für zwei oder drei Mils, noch nicht fünf Pfennig an Wert, Brot und Oliven kaufen, weil sie Korn zum Backen nicht erschwingen können. In den Gräben oder an den Wegrainen suchen die Leute zwischen dem Gras nach Kräutern und Wurzeln herum. Gefragt, ob sie dies für Medizin brauchen wollen, antworten sie: „Nein, unsere Kinder müssen etwas zu essen haben.“ Auch an der Kleidung der Kinder wird die zunehmende Verarmung deutlich; nicht selten kommen sie ohne jede Unterkleidung zur Schule: die Nachfrage

ergibt dann, daß nichts anderes vorhanden ist, das Zerrissene zu ersetzen. Die arabischen Lehrer und Lehrerinnen oder bessergestellte Glieder der evangelischen Gemeinde suchen in solchen Fällen kleine Hilfen am Nötigsten zu leisten, obwohl diese bescheidenen Einzelopfer in ihrer Menge zu wirklichen Opfern werden.

Doch genug der Schilderung des gegenwärtigen Elends und der himmel-schreienden Notstände im heiligen Lande. Wer könnte nicht begreifen, daß unter solchen Verhältnissen die Sehnsucht nach Beendigung dieser Zustände in ganz Palästina riesengroß ist und allerorten nur die Rückkehr von Ordnung, Friede und — Freiheit erstrebt wird! Freiheit vom fremden Joch, von der drückenden Knechtsherrschaft, eigene Regierung, Unabhängigkeit, los von England!

Freilich liegt der Schwerpunkt der arabischen Welt gegenwärtig an einer anderen Stelle. Die „Times“ hat neuerdings die Tatsache mit dem unbehaglichen Hinweis auf das „aktive Schweigen“ Ibn Sauds zur Kenntnis genommen. Der Alarm im Nahen Osten steht heute nicht mehr im Zeichen eines siegreichen Albion wie vor zwei Jahrzehnten. Die Orientierung der Völker dieses Raumes geschieht jetzt im Schlagschatten einer gewaltigen Neuordnung der Dinge, einer Umwertung aller Werte auch dort. Die Entwicklung ist in Fluß gekommen und drängt nach neuer Gestaltung. Welche Wege sie im einzelnen einschlagen wird, ist heute noch nicht zu übersehen. Noch hat einer der stärksten dort bestimmenden Faktoren, die faschistische Großmacht im Mittelmeer, ihr Gewicht hier nicht endgültig in die Waagschale geworfen. Ibn Saud wird als kluger Politiker den veränderten Verhältnissen Rechnung tragen; früher neigten seine Sympathien allerdings entschieden mehr zu England hin, jetzt hat er sich in immer stärkerem Maße der jungen Großmacht zugewandt, die, nur durch das Rote Meer getrennt, seine Nachbarin geworden ist. Und hinter Ibn Saud stehen 40 Millionen Araber in ihrer großen Mehrzahl!

In Indien wohnen zur Zeit über 80 Millionen Islamiten; ihre Zahl wächst alljährlich um etwa eine Million! Die Mohammedaner bilden ungefähr 22—23% der Gesamtbevölkerung, von der die Mehrheit der hinduistischen Religion angehört. 1912 schlossen sie sich zu einer einheitlichen politischen Vertretung zusammen, der „Moslem-Liga“. Ihr Verhältnis zur englischen Regierung war, bis die indischen Freiheitsbestrebungen verstärkt einsetzten, im allgemeinen ein freundliches; sie schienen sich nach der blutigen Unterdrückung des Aufstandes der Sepoys, der indischen Hilfstruppen, durch die Engländer im Jahre 1857 (wobei die Rädelsführer vor Kanonen gebunden und so in Stücke gerissen wurden) mit der Fremdherrschaft abgefunden zu haben und beugten sich unter sie; um so schlechter standen sie sich mit ihren hinduistischen Landsleuten, und es kam oft genug zu blutigen Kämpfen, bei denen es auch stets Tote gab. Meist war die Veranlassung dazu recht äußerlich und nach unserer Auffassung

geringfügig: die Hindus verehren bekanntlich die Kuh als heiliges Tier, die Moslems schlachten sie und genießen ihr Fleisch — was bei den Hindus als schlimmstes Sakrileg angesehen wird; umgekehrt ist den Mohammedanern der Genuß von Schweinefleisch durch ihre Religion streng untersagt, während die Anhänger des Hinduismus es sehr gern essen. Die Briten handelten bei diesen ewigen Streitigkeiten in der einheimischen Bevölkerung nach ihrem bekannten Grundsatz: *Divide et impera*; sie gaben sich im selbststüchtigen Interesse ihres Imperialismus alle Mühe, um die bestehende Kluft nicht etwa auszugleichen, sondern noch zu erweitern. Erst in neuerer Zeit mehren sich die Anzeichen einer Besserung der Beziehungen zwischen den beiden kämpfenden Parteien; es zeigten sich in Indien unverkennbare Bestrebungen, um die beiden großen Religionsgemeinschaften unter einen Hut zu bringen. Zu diesem Zweck sollten zunächst alle Bekenner des Propheten dem indischen Nationalkongreß sich anschließen; dazu sei — so wurde gesagt — kein Verzicht auf die eigene Religion und Kultur erforderlich; wohl aber sei es notwendig, die politisch größte indische Partei zu stärken und in ihr gemeinsam mit den bisher bekämpften Hindus an dem Wohl des Landes mitzuarbeiten.

Nun ist freilich in Erwägung zu ziehen, daß der religiöse Gegensatz in Indien wohl als ein sehr starker Faktor bei der dort herrschenden Uneinigkeit ins Gewicht fällt, daß aber da noch andere Momente ein Wort mitzureden haben: das sind zuvörderst die sozialen Umstände oder richtiger Übelstände. Die Gegensätze zwischen reich und arm, vornehm und gering spielen im Lande genau die gleiche Rolle wie im kapitalistischen England — freilich nicht allein dort. Das Elend der armen Parias (siehe oben) ist geradezu unbeschreiblich. Diese Ärmsten unter den Armen, die „Unberührbaren“, wie die Hindus selbst sie nennen, leben viel schlechter als schlechtgehaltenes Vieh; die Verachtung, deren sie sich „erfreuen“, ist so groß, daß, wenn der Schatten eines Parias einen Brahmanen trifft, dieser sofort ein Bad nehmen muß, um von solcher „Befleckung“ wieder rein zu werden! An diesen Verhältnissen trägt natürlich nicht der Kapitalismus die Schuld, sondern ein dritter Faktor der brennenden Gegensätze: die Kastenherrschaft, eine ganz unglaublich unmenschliche Einrichtung, unendlich viel antisozialer als das Antisozialste, was etwa englische Maßnahmen dort herbeigeführt haben. Der bekannte langjährige Vorkämpfer der indischen Freiheitsbewegung Mahatma Gandhi hat am Anfang seiner politischen Tätigkeit auch wohlweislich erkannt, daß eine Reform erst hier einsetzen müsse, und hat auch den Parias eine Umgestaltung des Kastenwesens versprochen. Später aber beugte er sich dem drohenden Bannfluch der Priesterschaft, der Brahmanen, und erklärte zuerst die Unabhängigkeit für notwendig, dann erst die Pariabefreiung. — Auch die unermeßlich große Bauernbevölkerung Indiens leidet furchtbar unter der Kastenherrschaft. Die Geldwucherer, die zur Kaste der Banias gehören, nehmen von den

armen Bauern bis zu 75% im Jahre und verlangen sogar lebenslängliche Arbeit für ein Darlehen; die Lage der indischen Bauern ist so noch schlimmer als die der Sklaven im Altertum. Ihre Ansiedlungen sind oft das Jammervollste, was man sich denken kann. Die Menschen ersticken förmlich in Schmutz und Verkommenheit. Außerdem kann der indische Bauer, wie über 90% aller Inder, weder lesen noch schreiben. Unter diesen Umständen darf man wohl Kennern indischer Verhältnisse recht geben, die der Ansicht sind, daß das gewiß zahlreiche Gefolge der geistigen Oberschicht, die die Freiheitsbewegung anführt, letzthin eigentlich nicht weiß, um was es sich dabei handelt, und nur folgt, weil man ihm versichert, daß es dann in Zukunft besser werden wird für alle Inder. Bekanntlich haben solchen Versprechungen nicht nur arme Bauern und Parias oft ein allzu williges Ohr geschenkt!

Auf jeden Fall muß man dem Versuch eines Volkes, seine Selbständigkeit und Freiheit zu erringen, grundsätzlich stets freundlich und sympathisch gegenüberstehen. Aber zur Erringung der Freiheit ist vor allem Einheit und Einigkeit erforderlich, und daran fehlt es, wie eben nachgewiesen, in dem unglücklichen, schon so viel heimgesuchten Indien noch gänzlich. Das Volk ist durch drei scharfe Grenzen innerlich zerrissen: durch den religiösen Gegensatz zwischen Moslems und Hindus — zu dessen Ausgleichung zwar schon Schritte getan sind, der aber noch keineswegs etwa beseitigt ist; ferner durch die sozialen Gegensätze, die äußerst schwer zu beseitigen sein werden, und endlich durch das Bestehen des furchtbaren Kastenwesens — das freilich zunächst nur für die Anhänger des Hinduismus Geltung hat, aber, da diese doch weitaus in der Mehrzahl sind, einer Einigung aller Inder noch lange im Wege stehen wird.

Wie stellt sich nun der Islam zu diesen Problemen? Das soziale Element ist im Islam von grundlegender Bedeutung. Er ist sozialistisch in seiner Anlage, das heißt, er lehnt sich ebenso wie der Sozialismus auf „gegen die unmenschliche Maschinerie des Kapitalismus“¹. Allah, seinem Gott, „ist der Paria an der Seite des Weges ebenso teuer wie der Fürst auf dem Throne. Der Gott des Islam ist ein sozialistischer Gott“ (schrieb einmal eine indische Zeitschrift im Jahre 1929). So ist es nicht weiter verwunderlich, daß der Islam sich der „Unberührbaren“ mit großem Eifer annimmt und alle Mittel anwendet, um sie für seinen Glauben zu gewinnen (vgl. oben) — in scharfem Wettbewerb mit den christlichen Missionaren. Ohne Zweifel hat die Religion des Propheten dabei auch schon große Erfolge zu verzeichnen, zumal die Mohammedaner selbstverständlich auch für die Beseitigung des Kastenwesens energisch eintreten. Der angesehenste Führer der indischen Islamiten in den zwanziger Jahren, Mohammed Ali, hatte zuerst in Beziehung zu Gandhi gestanden; aber nicht lange. 1930 wurde er einer der heftigsten Gegner der Gandhi-Bewegung. Er äußerte sich einmal

¹ Reichardt, S. 250.

über seine Ansicht betreffs der indischen Verhältnisse also: es sei für Indien von äußerster Bedeutung, daß das Kastenwesen verschwinde; aber zur Zeit denke die Mehrzahl der Inder nicht daran, einen Paria als vollwertigen Menschen anzuerkennen. Im indischen Parlament wimmelte es von Brahmanen, wiewohl diese nur etwa 5 Millionen (bei einer Bevölkerung von rund 370 Millionen) ausmachten, dagegen hätten die 70 Millionen Parias nur einen einzigen Vertreter!

Ein anderer sehr bedeutender Mohammedaner, Abdur Rahim, äußerte sich vor etwa zehn Jahren zur Frage eines einheitlichen Indiens wie folgt: „Die Mohammedaner und Hindus sind nicht zwei religiöse Sekten, wie die Protestanten und Katholiken Europas, sondern sie bilden zwei ausgesprochene Volksgemeinschaften. Ihre Lebensauffassung, die verschiedene Kultur, ihre Geschichte und Tradition nicht weniger als ihre Religion trennte sie derart vollständig voneinander, daß sie in den tausend Jahren, während deren sie im gleichen Lande nebeneinander wohnten, kaum etwas zur Schaffung einer einheitlichen Nation beigetragen haben. Ein allmächtiger Zauberspruch trennt die 230 Millionen Hindus nicht bloß von den 70 Millionen Mohammedanern, sondern auch vom übrigen Rest der Menschheit, während er die Hindus unter sich in Gruppen (Kasten) scheidet, die keinen gesellschaftlichen Verkehr miteinander kennen.“ — Eine ähnliche Haltung nahm der bis vor kurzem angesehenste islamische Politiker in Indien ein: Aga Chan. Er hat sich aber jetzt in die Schweiz zurückgezogen und, wie er selbst erklärte, der Politik völlig entsagt. Von seinen fanatischen Anhängern in Indien wurde er früher fast wie ein Gott verehrt. Er war übrigens zeit seines Lebens ein Freund der englischen Regierung und hat diese Haltung auch im Weltkriege stets bewahrt.

Man kann schlechterdings nicht um die Beantwortung der Frage herumkommen: Was wird mit Indien werden, wenn die englische Herrschaft dort bald zu Ende gehen sollte? Vielleicht kommt es dann doch, trotz aller Einigungsversuche, zu einem letzten Kampf um die Macht zwischen Mohammedanern und Hindus. Dabei würden erstere (wie oben ausgeführt) sicher die 70 Millionen Parias auf ihrer Seite haben, also auf zirka 150 Millionen Anhänger zählen können; und wenn auch die Hindus an Zahl immer noch die Mehrheit hätten, würden doch die Moslems über eine militärische Überlegenheit verfügen; sie sind auch viel reger, energischer und aktiver als die Hindus. Eine bekannte indische Redensart lautet: „Ein Mohammedaner in Delhi ist zehn Hindus wert und einer aus Peschawar deren hundert.“ Die Mohammedaner werden sich nie von Hindus beherrschen lassen, sondern sehr bald die Herrschaft in Indien durch Militärgewalt für sich erzwingen. So hat der Islam — vielleicht! — in Indien noch eine große Zukunft vor sich; er wird aber dann auch hier in Abwehr gegen abendländisches Wesen und seine Einflüsse beharren.

Zu den mohammedanischen Bewegungen, die in der letzten Zeit von sich

reden machten, gehört auch die Khaksar-Partei, deren Führer Alama Masharqi, zusammen mit seinen engsten Mitarbeitern, vor kurzem von den Engländern hinter Schloß und Riegel gesetzt wurde. Im Frühjahr 1940 veranstaltete diese Partei in Lahore, entgegen dem Verbot der englischen Pendschab-Regierung, einen Demonstrationzug. Es kam zu schweren Zusammenstößen mit der Polizei. Eine große Zahl von Anhängern der Bewegung wurde getötet und verwundet, viele ihrer Führer verhaftet. Diese Vorfälle haben eigentlich erst die Partei, die sich im Laufe der letzten zehn Jahre aus kleinsten Anfängen zu einem gewichtigen politischen Faktor, wenigstens im Nordwesten Indiens, entwickelt hat, in das Licht des Weltinteresses gerückt. Im Jahre 1930 nahm die Khaksar-Bewegung in Bandoki, einem kleinen Dorf in Pendschab, ihren Anfang. Gleich zu Beginn wurde sie als halb-militärische Organisation in der Art der autoritären Bewegungen des Abendlandes aufgezogen. Ihr Programm fordert vor allen Dingen die Wiederherstellung der früheren Macht des Islam in Indien. In den ersten 1½ Jahren ihres Bestehens brachte sie es erst auf 90 Anhänger. Dann breitete sie sich auf die Stadt Lahore aus, wo es in ein paar Wochen gelang, ein halbes Tausend neue Mitglieder zu werben. Im Oktober 1938 hielt Alama Masharqi es für an der Zeit, zum ersten Male mit seiner Bewegung an die Öffentlichkeit zu treten. An der Spitze von hundert uniformierten Khaksaren marschierte er durch die Straßen von Peschawar. Die vorher bestehenden nationalistischen Organisationen, die sogenannten Rothemden, waren damals bereits von den Engländern verboten, so daß das Auftreten der Khaksaren großes Aufsehen erregte und ihnen Hunderte von neuen Anhängern zuführte. Seitdem hat sich dann die Organisation stark ausgebreitet. Im selben Jahre zählte sie schon eine halbe Million aktive Mitglieder und hat sich seitdem noch kräftig weiter entwickelt.

Die Khaksaren bilden heute eine straffe politisch-militärische Organisation. Da ist es kein Wunder, daß ihnen die englischen Behörden mit Mißtrauen gegenüberstehen und eine Reihe von Maßregeln getroffen haben, um ihre Macht zu brechen. Diese Maßnahmen sind aber wirkungslos abgeprallt an der festen und straffen Parteiorganisation. An ihrer Spitze steht der schon erwähnte Alama Masharqi, ein „Führer“ nach abendländischem Vorbild. Ihm zur Seite stehen die „Salar-i-Mohalla“, die er persönlich ernennt und die sich verpflichten, seinen Befehlen — was die Leitung der Bewegung angeht — genau nachzukommen. Die übrigen Mitglieder verteilen sich auf vier Gruppen: die „Mujahid“ (die Wacht), die „Mahfuz“ (Reserve), die „Muawin“ (Helfer) und die „Janbaz“ (zu jedem Opfer bereit). Diese letzte, verhältnismäßig kleine Organisation bildet eine Elitetruppe für den Einsatz in besonders gefährlichen Unternehmungen. Auch die Khaksar-Bewegung ist natürlich nicht frei von indischer Mystik; das zeigt deutlich der Eid, den die „Janbaz“ ablegen müssen und in dem sie sich verpflichten, selbst ihr Leben zu opfern, wenn die Sache der Bewegung es ver-

langt. Dieser Eid hat folgenden Wortlaut: „Ich glaube an Gott und an den Propheten und werde, wenn es von mir verlangt wird, für den Führer und den Islam mein Leben opfern. Ich soll zur Hölle fahren, wenn ich nicht den Befehlen des Führers immer gehorche.“ — Es ist verständlich, daß die englisch-indischen Behörden diese Bewegung mit scheelen Blicken verfolgen und daß sie alles daran setzen, um sie auszurotten.

Die Inseln des Indischen Archipels sind größtenteils von Islamiten bewohnt, deren man insgesamt jetzt etwa 55 Millionen zählt. Sie sind fast durchweg von großem Glaubenseifer erfüllt, pilgern fleißig nach Mekka und kehren dann, mit dem grünen Turban geschmückt, als „Hadschi“ zurück. Die Holländer — die weitaus den größten Teil von Indonesien beherrschen — lassen in kluger Erkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, da sie nur eine verschwindende Minderheit der Bevölkerung bilden, die eingeborenen mohammedanischen Malaien an der Regierung teilhaben: der seit 1927 bestehende „Volksraad“ zählt unter seinen 60 Mitgliedern 25 Einheimische. Sie dürfen unter der Aufsicht des Generalgouverneurs zu Batavia bei den Verwaltungsgeschäften eine gewisse Mitarbeit leisten. Auch sonst sind Malaien vielfach als holländische Beamte tätig. Allein trotz aller Vergünstigungen zeigt sich auch in Niederländisch-Indien bei der mohammedanischen Bevölkerung (etwa 86%) eine stets zunehmende nationalistische Bewegung. Hier tut sich in erster Linie die Gemeinschaft des sogenannten Sarikat-Islam hervor, die zugleich wirtschaftliche (besonders gegen den Handelswettbewerb der hier sehr zahlreichen Chinesen) und politische Ziele verfolgt. Neben ihrem Kampfe gegen den Allherrscher Kapitalismus ist sie auch panislamisch orientiert und verlangt unumwunden nichts Geringeres als völlige Selbstregierung. 1919 vereinigte sich mit dem Sarikat-Islam die national-indische Partei, die auch Mischlinge zu ihren Mitgliedern zählt, deren Zahl infolge des Fehlens aller Rassenschranken ständig wächst. Sodann bildet der Sarikat-Islam für Holland auch deshalb eine nicht zu unterschätzende Bedrohung, weil eine gewisse Anzahl seiner Anhänger dem Kommunismus stark zugeneigt ist. Die holländischen Kolonien leiden unter dem stetigen Wachstum des Arbeiterproletariats, das sich, wie überall, vom Anschluß an die kommunistische Weltbewegung goldene Zeiten verspricht. Schon in den Jahren 1920 und 1927 hatten die Holländer deshalb mit Unruhen zu kämpfen; gegenwärtig werden allerdings seitens der unzufriedenen Eingeborenen friedlichere Mittel angewandt, wie Zusammenschluß in Genossenschaften, was in Niederländisch-Indien seit jeher sehr beliebt ist. Die holländische Regierung sucht nun, um dem bedrohlichen Treiben der Moslems wie der Kommunisten ein Paroli zu bieten, eine Stütze bei der christlichen Mission, die sie auf jede Weise zu fördern trachtet. Freilich war der Erfolg der Mission, prozentual betrachtet, bis jetzt nicht sehr bedeutend, da der Islam dem Malaien weit mehr zusagt als die christliche Religion. Von der rührigen Propaganda, die mohammedanische

Sendboten gerade dort entfalten, und der erfolgreichen Tätigkeit der Mohammadija-Gesellschaft ist oben in anderem Zusammenhange schon gehandelt worden. Der Islam hat vor allem in dem noch stark heidnischen Borneo unter den Dajaks (siehe oben) erheblich an Ausdehnung gewonnen; er breitet sich vom Südosten aus gegen Norden und Westen, besonders von den Flußtälern her, den oft einzig brauchbaren Verbindungswegen des urwaldreichen Landes. Er versteht es, auf alle mögliche Weise Verbreitung zu finden (vgl. oben); so steht er mit der christlichen Mission in gefährlichem Wettbewerb. Anders liegen die Dinge freilich in Sumatra. Hier gibt es große, blühende christliche Gemeinden, die dem Ansturm des Islam tapfer standhalten; im Süden, wo bisher allein der Glaube des Propheten herrschte, entstanden eine ganze Reihe christlicher Dörfer der Bataks, die *eigene Verfassung und Verwaltung haben und ein sehr reges Leben führen*. — Faßt man die Eindrücke zusammen, die sich aus den vorigen Betrachtungen ergeben, so kommt man auch in Niederländisch-Indien zu dem Ergebnis, daß dort der Islam eine sehr beachtliche Rolle spielt, ein wesentlicher Faktor des religiösen, wirtschaftlichen und politischen Lebens ist und zum Teil recht angriffslustig auftritt. Er ist auch hier im Aufbruch und Angriff!

China ist schon früh mit dem Islam in Berührung gekommen, teils vom Lande, teils von der See her. Die chinesischen Mohammedaner waren auch gute Untertanen des Kaisers bis vor etwas mehr als hundert Jahren. Allein der bekannte törichte Nationalstolz der Chinesen, die sich ebenfalls — wie England — für ein auserwähltes, allen anderen Nationen und Rassen überlegenes Volk halten, verletzte vielfach die religiöse Empfindlichkeit der Moslems, die als eine Art von Bürgern zweiten Ranges behandelt wurden, und es kam im vorigen Jahrhundert während eines Zeitraumes von fast 50 Jahren zu häufigen blutigen Aufständen, die von seiten der chinesischen Machthaber mit brutalsten Mitteln unterdrückt wurden. Die Chinesen erlitten hierbei auch bisweilen schwere Niederlagen, sie verloren zeitweise das ganze Gebiet von Turkestan. Seit etwa 60 Jahren haben auch die Russen sich ehemaliges chinesisches Land angeeignet bzw. unter ihren maßgebenden Einfluß gestellt. England wollte natürlich nicht zurückbleiben und setzte sich in Tibet fest, und endlich meldete auch Japan seine Ansprüche an, indem es die Innere Mongolei in seinen Machtbereich einbezog — wodurch es bekanntlich zu langdauernden Grenzstreitigkeiten mit Sowjet-Rußland kam. In all diesen weit ausgedehnten Gebieten waren auch die islamitischen Einwohner an dem jeweiligen Schicksal des Landes mitbeteiligt — und mitleidtragend. Aber noch weiter: Japan bemühte sich auch nicht ohne Erfolg um die Gunst der Mohammedaner Ostturkestans, die stets zu Unruhen und Aufständen geneigt waren. Wenn Japan sein Vorhaben dort gelingt, das heißt, wenn es die Führung der dortigen Islamiten in die Hände bekommen sollte — und dazu hat es bei seiner betont islam-

freundlichen Politik (vgl. oben) viel Aussicht —, so dürften England und Rußland in Ostturkestan bald gänzlich ausgespielt haben.

Die religiöse Rolle, die die chinesischen Mohammedaner darstellen, ist nicht gerade rühmlich; sie sind durchaus nicht besonders eifrig in der Befolgung der Vorschriften ihrer Religion. Sie haben mit den Lebensformen und Gewohnheiten der Andersgläubigen in China — Buddhisten, Konfuzianern und Taoisten — weitgehende Kompromisse geschlossen und sich zum Teil recht wenig erfreulich „akklimatisiert“: sie beachten keineswegs durchweg das strenge Alkoholverbot des Islam; fast nirgends werden die Vorschriften betreffend Almosengeben und Fasten eingehalten; nur selten machen sie eine Pilgerreise nach Mekka; und ob sie die Gebetsvorschriften des Korans genau befolgen, ist auch sehr die Frage. Der große Prophet würde sich — wie man zu sagen pflegt — im Grabe umdrehen, wenn er das Verhalten seiner Gläubigen in China sehen könnte (natürlich gibt es auch Ausnahmen). Aber der Islam drückt auch hier — gerade wie bei den Negern in Afrika (vgl. oben) — beide Augen zu und verzeiht seinen Angehörigen, auch wenn sie sich nur dem Namen nach zu ihm bekennen, ihre Zugeständnisse an die Landessitten. Nun soll man aber nicht etwa meinen, daß es den Mohammedanern in China völlig gleichgültig wäre, wie man dort ihre Religion und ihre Erscheinungsformen behandelt. Im Gegenteil! Der Islamit fordert für sie weitgehende Berücksichtigung. Nachdem in China die Republik ausgerufen war, verlangten die dortigen Mohammedaner zum Beispiel, daß neben den Lehrsätzen des Konfutsse auch Koranverse in den Schulbüchern zu finden sein sollten — eine Forderung, die allerdings nicht gleich erfüllt wurde. Neben die Bilder Christi, des Konfutsse und Laotse hängte man auf Verlangen der Mohammedaner in einen Vortragssaal in Peking auch ein Bild des Propheten (der doch gerade im Koran jedes Bildnis verwirft!). Aber durch diese Forderung kam eben der unbedingte Anspruch der chinesischen Moslems zum Ausdruck, daß der Prophet mit den Schöpfern der anderen Religionen und Weltanschauungen in China genau auf die gleiche Stufe gestellt werde. Die Regierung scheint auch diese Forderung als ganz berechtigt anzusehen; ließ sie doch alle Moscheen und Schulen, die bei den Kommunistenunruhen in den Jahren 1925/26 zerstört worden waren, wieder aufbauen. Es wurde früher schon erwähnt, daß die gebildeten Moslems (auch die von Mandschukuo) in nächster Beziehung stehen mit der Al-Azhar-Universität in Kairo; ägyptische Professoren wurden nach Peking geschickt, junge mohammedanische Chinesen studieren in Kairo.

Größer als die religiöse Bedeutung der Moslems in China ist ihre politische Bedeutung. Sie werden, wie oben gesagt, von Japan eifrigst umworben und fühlen sich kraft dessen als einen gewichtigen politischen Faktor ihres Landes, besonders in dem gegenwärtigen chinesisch-japanischen Kriege, wo ihre Sympathien wohl größtenteils auf der Seite Japans

stehen, das auch unter ihnen fleißige Propaganda zu seinen Gunsten treibt und durch sie seine Stellung in China zu befestigen strebt.

In jüngster Zeit ließ sich eine in Lahore in Indien erscheinende Tageszeitung anlässlich des Besuches von zwei bedeutenden chinesischen Gelehrten des islamischen Bekenntnisses — die erst zur Hochzeit König Faruks in Kairo weilten und die Geschenke von den Glaubensbrüdern in China überbrachten, dann die Pilgerfahrt nach Mekka antraten und schließlich von dort nach Indien reisten, um die Beziehungen zwischen den indischen und chinesischen Anhängern des Propheten fester zu knüpfen — über die Ziele und Erfolge dieser Reise folgendermaßen vernehmen: „Wir begrüßen von Herzen, daß die islamische Welt von Arabien bis China wach geworden ist und die Gemeinschaft, die durch die verschiedenen politischen Ereignisse unterbrochen war, wieder verstärkt wird. Wenn die chinesischen moslemischen Studenten in Indien studieren sollten, dann wird sich die Brüderschaft der islamischen Völker noch weiter verstärken“.¹ — Also auch hier wieder: Der Islam im Aufbruch!

Die Mohammedaner im sogenannten Maghreb — das sind die unter französischer Herrschaft stehenden Gebiete Nordafrikas: Marokko, Algier und Tunis — wurden hauptsächlich durch die lange Zeit fortgesetzte Wühlarbeit der Kommunisten (die sich auch gleichzeitig in Ägypten und Syrien lebhaft betätigten) zu der Erkenntnis der langdauernden Mißwirtschaft und Unterdrückungspolitik Frankreichs in Nordafrika gebracht. So konnten die Islamiten zum Beispiel in einer unter ihnen verbreiteten Propagandaschrift lesen: „Der französische Imperialismus ist als Dieb und Mörder gekommen. Er hat die Kolonialvölker versklavt. Er hat sie in seinen Eroberungskriegen hingemordet“ (eine sehr wahre Behauptung, deren Richtigkeit im Weltkriege wie in unserem jüngsten Kampfe mit Frankreich bis zur Gewißheit erwiesen ist). „Der Weg zur Befreiung der Kolonialvölker liegt in ihrem direkten Kampf um die Unabhängigkeit ihrer Länder“² — wobei nur der Zusatz ausgelassen ist: „... unter unserer Führung“. Die Moslems in Nordafrika haben es allerdings vorgezogen, diesen Weg nicht zu beschreiten und lieber unter ihren Führern in den Kampf zu gehen. Sehen wir einmal zu, welch tiefere Gründe der stets stärker anschwellende Haß und Widerwille der Araber und Berber gegen die französische Herrschaft hat. Man kann bei eingehender Prüfung dieser Beweggründe hauptsächlich deren zwei feststellen: die ausgebildete französische Nationaleitelkeit und das Verhalten der maßgebenden französischen Kreise gegen die Religion. Was das letztere betrifft, so genügt hier ein kurzer Hinweis: in Frankreich wird die Trennung von Kirche und Staat seit langer Zeit als eine selbstverständliche politische Notwendigkeit empfunden; die bisher stärkste Partei, die der Radikalsozialisten, war von Anfang an offen antiklerikal eingestellt. Für den Anhänger des Propheten be-

¹ Nach Reichardt, S. 208.

² Nach Reichardt, S. 278.

deutet der Islam eine allumfassende und allbeherrschende Lebensmacht, in Algier und Marokko ebenso wie anderwärts, wo er sein Banner aufgepflanzt hat, und jedes Vorgehen dagegen, jeder Versuch, ihm seine Religion herabzusetzen, ihre Bedeutung zu schmälern, sie ihm gar zu rauben, gilt ihm als ärgstes Sakrileg und fordert ihn zu schärfstem Widerstand heraus.

Etwas länger müssen wir bei dem anderen Moment verweilen: der französischen Nationaleitelkeit. Es dürfte wohl von Interesse sein, hier das Zeugnis eines gewiß nicht parteiisch eingestellten Mannes zu vernehmen — eines Franzosen, des hauptsächlich durch seinen kulturgeschichtlichen Roman „Die Renaissance“ berühmten Grafen Gobineau. Dieser hochgebildete, auch mehrfach im Ausland als Diplomat tätige Aristokrat schrieb noch während des Krieges von 1870/71 ein Buch über „Frankreichs Schicksal im Jahre 1870“; seine Veröffentlichung stieß damals in Frankreich selbst auf unüberwindliche Schwierigkeiten, weil er wie kein anderer vor ihm es wagte, seinen Landsleuten rücksichtslos einen Spiegel vorzuhalten; er geht mit der Gründlichkeit eines streng sachlich forschenden Historikers den Ursachen nach, die damals Frankreichs schnellen Zusammenbruch herbeigeführt haben, und nennt sie ohne jede Scheu beim richtigen Namen. Wir können hier nicht alle diese Gründe einzeln anführen und würdigen; manches ist ohne Zweifel auch noch für die heutige Geistesverfassung und Gesinnung der Franzosen zutreffend, wie ihr gänzlicher Mangel an Organisationsfähigkeit; uns beschäftigen hier lediglich seine eingehenden Ausführungen über eine der Hauptursachen der Niederlage Frankreichs: die französische Nationaleitelkeit. Er führt diese für sein Vaterland so verhängnisvolle Eigenschaft auf den „Sonnenkönig“ Ludwig XIV. zurück, der bestrebt war, „alles, was in seinem Machtbereich lag, zum Werkzeug dieses Ruhmes zu machen“; er wollte „nicht dulden, daß irgendeine Macht der Welt sich mit der seinigen, irgendwer auf Gottes Erde sich mit ihm sollte vergleichen können“. Gobineau führt nun weiter aus, wie seine Nation alles, was Ludwig von sich selbst dachte, sich gläubig zu eigen machte, daß die eigentliche Grundursache für diese „blinde Hingabe“ darin bestand, daß die Nation sich in ihrem König selbst vergötterte. . . . Frankreich wurde in seinen eigenen Augen die Sonnennation. Das Weltall ward zu einem Planetensystem, in dem Frankreich, wenigstens nach seiner Meinung, unbestritten den ersten Platz einnahm. Mit den anderen Völkern wollte es nichts weiter mehr gemein haben, als ihnen nach seinem Belieben Licht zu spenden; es kam mit sich selbst überein, daß sie alle im Nebel dickster Finsternis tappten; Frankreich dagegen war Frankreich, und da für sein Auge die übrige Welt täglich mehr in unerfreuliche Ferne versank, durchtränkte es sich mehr und mehr mit wahrhaft chinesischen Ideen: „seine Eitelkeit wurde ihm zur großen Mauer“. Das, was der französischen Nation vor allem dazu diente, daß sie sich dergestalt „selbst auf den Altar stellte“ — wie Gobineau treffend sagt —, war die „Philosophie“, wie man es damals

nannte; der französische Esprit, würden wir vielleicht besser sagen. Diese eigentümliche Geistesrichtung — die zu jener Zeit von Frankreich auf das ganze „gebildete“ Europa übergang — bestand darin, daß „alles in Zweifel gezogen wurde, was bis zum Einbruch des damaligen Zeitabschnittes für unbedingt wahr, notwendig oder nützlich gegolten hatte. Nichts mehr war unzweifelhaft wahr, nichts unbedingt notwendig, nichts unbestreitbar nützlich, und dank der Beihilfe ätzenden Spottes kein Vergnügen größer, als Vernunft und Kritik in Betrieb zu setzen... Zur guten Gesellschaft („in Europa“) zählte man nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß man französisch sprach, französisch dachte und französisch vernünftelte, daß man nach Art des fremden Volkes lachte und sich nach Art eben dieses Volkes mit Vergnügen und Auszeichnung an dem Fangspiel beteiligte, bei dem das Heiligste, was es bisher gegeben, den Ball darstellte, der am Ende des Fadens tanzt. Das Ergebnis dieser Umstände war, daß Frankreich, indem es alle Augen auf sich ruhen ließ, sich in dem Glauben an die Göttlichkeit seines Grundwesens mehr und mehr befestigte... Frankreich... erklärte sich aus eigener Machtvollkommenheit für das Haupt, die Seele und den eigentlichen Urquell des Geistes, des Geschmacks, des Wissens, für den einzigen Anführer aller Zivilisation, und ohne viel zu fragen, ob dieser Anspruch berechtigt sei, ob es sich wirklich so hoch über die Erde erhebe, wie es zu glauben beliebte, wandte es den anderen Völkern den Rücken und redete sich ein, sich selbst genug zu sein.“ Gobineau führt dann weiter aus, wie durch die französische Revolution von 1789 diese nationale Überheblichkeit der Franzosen nur noch gesteigert wurde. Sie bildeten sich jetzt ein, das Apostelamt für das neue Evangelium, das sie predigten, sei ausschließlich ihnen übertragen. „Ihre Aufgabe war es, Vernunft und Freiheit, Recht und Billigkeit zu predigen, die anderen Völker hatten gläubig anzubeten, zu lauschen, zu lernen und zu gehorchen, und so fühlte sich die Nation mehr und mehr in dem standhaften Glauben an ihre unvergleichliche Überlegenheit gefestigt und bekannte sich lauter als je zu der Überzeugung: alles geht von mir aus, nichts kommt zu mir zurück.“

So beurteilt — und verurteilt ein ehrlich denkender Franzose seine Landsleute! Und vieles, ja das meiste, was er ihnen vorzuwerfen hat, ist bis zur Gegenwart nicht anders geworden. Der Franzose von 1789 und vor 1870 ist in vieler Beziehung noch der Franzose von heute! Ein anderer französischer Schriftsteller hat einmal die Geistesverfassung des französischen Menschen als „abstrakte Seelenwüste“ gekennzeichnet. Der Franzose erstrebt nur eine „Bildung des Geistes“¹; eine solche des Herzens kennt und schätzt er nicht, das Gefühl oder Gemüt (ein Wort, das sich im Französischen nur schlecht wiedergeben läßt!) spielt bei ihm keine Rolle. Auch heute noch erhebt Frankreich den Anspruch, Mittelpunkt der Kultur und Zivilisation für die ganze Welt zu sein. Überhebung, Anmaßung, Dünkel,

¹ Nach Reichardt, S. 283.

Hochmut und übertriebenes Selbstgefühl — das ist jetzt und war seit langer Zeit das Kennzeichen des französischen Nationalcharakters. Der Franzose will nicht begreifen, daß dieser sein geistiger Vorherrschaftsanspruch von der übrigen Menschheit gerade so abgewiesen wird wie sein politischer.

Und jene törichte Überheblichkeit bekundet nun Frankreich auch in seinem Verhältnis zu seinen Kolonialvölkern, in seiner Eingeborenenbehandlung und seiner Islampolitik. Zuerst erklärte die französische Regierung, sie wolle den Einwohnern der Kolonien nach dem Gesetz der „Assimilation“ die völlige Gleichstellung gewähren. Davon aber kam sie sehr bald zurück, und aus der Assimilation wurde jetzt eine „Assoziation“. Was das sein sollte, blieb zunächst im unklaren. Man wollte angeblich die Religion und die Sitten der Eingeborenen dulden, keine Überlieferung antasten usw. Aber auch diese löbliche Absicht wurde leider nicht durchgeführt, blieb bloße Theorie. Man gab offen zu, daß es nicht bloß darum gehe, auf den Gebieten der Verwaltung und Wirtschaft mit den einheimischen Kräften zusammenzuarbeiten; man wolle den Eingeborenen auch auf geistigem Boden bevormunden, ihn abbringen von seinen verkehrten Vorstellungen und irrigen Einbildungen. Das Ziel sei zwar, die Eingeborenen „zu sich hinaufzuheben“; die französischen Kolonialgebiete sollten ihren eigenen Charakter und ihre eigene Kultur behalten, aber diese müßten sich dem Einfluß des französischen Mutterlandes unterwerfen; ihre Ziele müßten im Einklang stehen mit „unserer tiefen Kultur“ — also wieder die genügend gekennzeichnete französische Überheblichkeit! Es war ganz klar, was man in Frankreich eigentlich wollte: den Mohammedanern französische Kultur beibringen und sie wirklich zu „farbigen Franzosen“ machen! Das ließen sich die islamitischen Eingeborenen natürlich nicht gefallen; denn damit war ihrer heiligen, über alles geliebten Religion mit all ihren überkommenen Lebensformen und Einrichtungen der Krieg erklärt!

Die französische Regierung hält es in ihrem Interesse für zweckmäßig, die katholische Mission in ihrem nordafrikanischen Kolonialgebiet nach Kräften zu unterstützen; sie ging sogar so weit, daß sie für die Berber in Marokko ein besonderes Gesetz erließ, das darauf hinauszulaufen schien, diesen Stämmen ihren Glauben ganz zu nehmen und sie zu christianisieren. Das gehörte also auch zu der französischen Assoziationspolitik! Die Folge war unausbleiblich, daß der Haß und die Abneigung gegen Frankreich nicht bloß bei diesen Völkerschaften, sondern bei allen Bekennern des Propheten im Maghreb noch weitere Fortschritte machte. Obendrein müssen sie zusehen, wie die ihnen verhaßten Juden dort das volle Bürgerrecht erlangen können, während sie erst dann ein Anrecht darauf haben, wenn sie ihre Religion abschwören. Auf einem Mohammedanerkongreß in Algier im Jahre 1936 forderten sie Beteiligung an der Regierung und Verwaltung ihres Landes ohne den Zwang der Aufgabe ihrer überlieferten Religion; sie erstrebten jetzt sogar teilweise volle politische Unabhängigkeit.

Besondere Abneigung erregte die Regierung noch durch ihre Verordnungen bezüglich der arabischen Sprache. Diese hat sich im Laufe der Jahrhunderte naturgemäß nicht rein erhalten, in verschiedene, voneinander abweichende Sprachstämme gespalten; in Arabien, im Irak, in Syrien und Palästina, in Ägypten und Nordafrika spricht man keineswegs das gleiche Arabisch; ja in demselben Lande, zum Beispiel in Ägypten, gibt es bemerkenswerte Unterschiede in den einzelnen Landesteilen. Darauf fußend, hat die französische Regierung in Algier zum Zweck einer überall zu gebrauchenden sprachlichen Verständigung den Entschluß gefaßt, das dort gesprochene Volksarabisch auf Kosten des dialektfreien Hocharabischen, wie es im Koran steht, zu begünstigen und weiter zu entwickeln. Damit geriet sie aber in Widerspruch mit dem nationaldenkenden Teil des Arabertums. Diese Männer sind entschlossen, wenigstens in der Schriftsprache die bildungsmäßige Zusammenfassung der islamischen Stämme aufrechterhalten, ohne die eine später zu schaffende politische Einigung nicht denkbar wäre. Dazu kommt noch die Erwägung, daß ohne die klassische arabische Sprache die Lehre des Korans sich nicht rein erhalten hätte; auch der Angehörige eines nichtarabischen Volksstammes, wie ein Perser, Inder oder Chinese, muß das heilige Buch des Islam — wenn er gebildet genug dazu ist — in der Ursprache kennenlernen oder wenigstens die vorgeschriebenen Gebete in dieser Sprache ausführen (allerdings hat unter Kemal Pascha die Türkei als erster mohammedanischer Staat sich von dieser Regel losgesagt). Den arabisch sprechenden Stämmen soll wenigstens, unbeschadet ihrer örtlichen Sprachunterschiede, das Einigungsband der gemeinsamen Schrift- und Gebetsprache erhalten bleiben. Wird diese abgeschafft, treten an ihre Stelle die verschiedenen Volksmundarten, so würde die unvermeidliche Folge davon die stets größer werdende Schwierigkeit einer allgemeinen Verständigung und Einigung sein. Das wollen die Franzosen aber gerade.

Immer deutlicher ist in den Nachkriegsjahren die Tatsache zutage getreten, daß der Islam durchaus nicht mehr ein gänzlich aussichts- und zukunftsloses Kultgebilde ist, erstarrt und erstorben in toten, leeren Formen und Formeln, ein System, für das es kein wirkliches Fortleben und keine eigene, beständige Entwicklung mehr gibt, wie manche, ja sogar zahlreiche Leute im Abendlande noch gar zu gerne glauben und auch anderen diese Meinung einleuchtend zu machen bemüht sind — nein, er ist ein sehr lebendiger Faktor in den Beziehungen der Mächte geworden, mit dem es zu rechnen gilt und dessen Bedeutung beileibe nicht gering geschätzt werden darf. Ob er freilich die „Weltmacht von morgen“ darstellt, wie auch behauptet wird, möchten wir dahingestellt sein lassen. Auf jeden Fall ist er gegenwärtig ein bedeutsames Element der Weltpolitik, schon allein deshalb, weil er zugleich Geistliches und Weltliches in seiner Organisation zusammenfaßt, Religion, Wirtschaft und Politik und soziales Leben, was man sonst nirgendwo auf der Erde beobachten kann.

Nicht gänzlich belanglos dürfte schließlich noch die Frage erscheinen, ob der Islam in seiner neuerlichen Erscheinung, in seinem Aufbruch und Angriff eine Gefahr für das alte Europa bedeutet? Wir möchten uns auch hier wieder an den bisher schon eingeschlagenen Weg der Dreiteilung halten. Daß die geistige Kultur der abendländischen Welt durch den Aufbruch des Islam Schaden nehmen könnte, ist wohl kaum zu befürchten; hier sind die trennenden Unterschiede doch wohl zu erheblich. Ebensovienig wird der Islam als Religion im Okzident Fortschritte machen trotz eifriger Propaganda (vgl. oben); anders liegen die Dinge freilich in Afrika, wo, wie nachgewiesen, die mohammedanische Religion in bedrohlicher Weise sich sehr schnell ausbreitet und der christlichen Mission überall hemmend in den Weg tritt; ähnlich auch unter den indischen Parias und in Niederländisch-Indien. — In wirtschaftlicher Beziehung stellt das Bestreben der Völker des Vorderen Orients, sich von europäischer Einfuhr und westländischem Einfluß durch Selbsterzeugung auf möglichst vielen Gebieten der Technik und Industrie, durch Anstellung eigener geschickter Arbeiter und Fachleute, durch Vermeidung von Aufträgen an europäische Unternehmer, durch Zurückhaltung des Kapitals im eigenen Land, kurz durch alles das, was man „Autarkie“ nennt — dieses Bestreben stellt allerdings für alle handeltreibenden Staaten Europas eine gewisse nicht abzuleugnende Gefahr, nicht nur für die Baumwollverarbeitung Englands (vgl. oben), dar. — Über die Politik der islamischen Staaten, über Panarabismus und Panislamismus, ist hinlänglich gesprochen worden; hier besteht freilich eine große Gefahr — aber, wie die Dinge jetzt liegen, nur für die westlichen Demokratien, vielleicht auch für Holland (in Niederländisch-Indien). Deutschland und Italien haben von einer politischen Bedrohung durch den Islam wohl kaum etwas zu fürchten. Er betrachtet diese Länder als mit sich auf gleicher Stufe stehend. Freilich ist es auch für sie von großer Wichtigkeit, in ihrer Politik — besonders in den Kolonien — die richtige Art der Behandlung der Mohammedaner zu finden und ihre religiöse Empfindlichkeit nicht zu verletzen¹.

¹ Zu eingehenderer Beschäftigung mit den behandelten Problemen empfehle ich die beiden Bücher von Paul Schmitz: „All-Islam“ sowie von Thomas Reichardt: „Der Islam vor den Toren“, denen der Verfasser auch mancherlei wertvolle Fingerzeige, Anregungen und Einzelmitteilungen verdankt.

Dasselbe gilt von folgenden Büchern und Broschüren: D. H. Simon, „Die Stunde des Islam“. H. Schönberger, „Der Islam, wie ich ihn sah“. Mehmed Mes'ud, „Die Grundlehren des islamischen Glaubens“. Jahrbuch der deutschen evangelischen Heidenmission. Bilder aus der Muhammedaner-Mission: Hoffmann, Muhammed, der falsche Prophet. Sodann noch Arbeiten aus Zeitschriften: Der Pionier (Evangel.-Muhammed.-Mission, Wiesbaden). Ztschr. für Missionskunde und Religionswissenschaft. Ztschr. für Geopolitik. Evangel. Missionszeitschrift. Ztschr. „Das Reich“. Viele sehr schätzenswerte Abhandlungen enthielt besonders die jetzt eingegangene Ztschr. „Der Orient“ in den Jahrgängen von 1931 bis 1939, wobei ich hauptsächlich auf Arbeiten folgender Verfasser hinweise: in erster Linie P. Fleischmann, der Herausgeber war. Ferner Prof. Dr. G. Jäschke, D. D. Samuel M. Zwemer, G. Schneider, H. G. Corsepius, Propst Rhein, Gertrud Hetzel.